

Des Hieronymus Wolf aus Oettingen im Ries

kurzer Bericht

an den hochberühmten und um ihn wie um die gelehrte Welt höchst verdienten Herrn

Johannes Oporinus aus Basel

über den Verlauf oder besser über die Wechselfälle seines Lebens;

begonnen im Jahre 1564, jedoch erst einige Jahre später vollendet.

### *I. Vorrede*

[I,1] Ich erinnere mich, geneigtster Oporinus, dass du mir sagtest, als ich vor nunmehr 17 Jahren in den Wirren des ‚Deutschen Krieges‘ aus Nürnberg nach Basel gekommen war, von gewisser Seite seien irgendwelche Verdächtigungen und Gerüchte über mich in Umlauf gebracht worden, wonach sich eine so außerordentlich weitsichtige und fähigen Leuten gegenüber aufgeschlossene Stadt nicht so einfach veranlasst gesehen hätte, mich entlassen zu müssen, wenn nicht an mir etwas ‚faul‘ wäre. Diese Worte hinterließen bei mir aufgrund der noch frischen Erinnerung an mein dortiges Unglück einen so tiefen Eindruck, dass ich bei der nächstbesten Gelegenheit mit einem äußerst ehrenvollen Zeugnis des hochlöblichen Rates, das, auf Pergament geschrieben und besiegelt, du wie viele andere selbst gesehen hast, solchen verleumderischen und argwöhnischen Menschen *das Maul stopfte*. Aber nicht nur mit Worten bescheinigte mir dieses hochwürdige Gremium meine Schuldlosigkeit und meinen Arbeitseifer, sondern ich erhielt in demselben Jahr für mein Erstlingswerk, die Übersetzung des Isokrates, obwohl sie nicht so ausgefeilt war, wie ich sie gern gehabt hätte, ein großzügiges Honorar von 100 Joachimstalern. Daher müssen diese sich für ihre völlig ungerechtfertigten Angriffe schämen, die ohne Bedenken, wie der Dichter sagt, *rechnen das Schicksal dir an wie deine eigene Schuld*. [2] Dir aber erschien dies bei deiner Zuneigung für mich als nicht ausreichend, und weil du, wie auch ich selbst, glaubtest, mir sei wegen meiner oft angeschlagenen Gesundheit nur ein kurzes Leben beschieden, fordertest du mich dazu auf, es darüber hinaus dem Redner Libanios – den ich von dir erstmals zum Lesen bekommen und vorher nicht gekannt hatte – gleichzutun und selber mein Leben zu beschreiben. Sonst könne – wie es immer wieder vorkommt – nach meinem Tod einer, der über meine Lebensumstände nicht Bescheid weiß, vielleicht auch zu wenig aufrichtig ist, mich beneidet und mich herabsetzen will, aus verstreuten und unzusammenhängenden Gerüchten *einen Lügenteppich weben, des Tintenfischs schwarze Galle verspritzen und ein Seil aus Sand knüpfen* zum Schaden für meinen Namen und mein Andenken.

[3] Deinem Vorschlag kam ich damals zwar nicht nach, doch lehnte ich ihn auch nicht rundherum ab, sondern schob die Sache auf bis jetzt, bis zu einem Stufenjahr, wie die Sternkundigen sagen. Und um die Wahrheit zu gestehen, ich schreibe das hier nun *willig, zugleich aber unwilligen Herzens*: willig aus dem Grund, den du anführtest; unwillig nicht so sehr der Dinge wegen, die Cicero in seinem Brief an Luceius vorbringt – nahm ich doch weder Rache an einem Catilina noch war ich Rivale eines Hortensius oder von jemand anderem –, als wegen meines unbedeutenden Schicksals und meiner bescheidenen Verhältnisse. [4] Denn es gibt Leute, die über einen Diogenes Laertius und einen Sueton lachen, weil der eine Lebensbeschreibungen von Philosophen, letzterer auch von Grammatikern verfasste. Nicht besser denken sie von Eunapios, Philostratos und Dionysios von Halikarnass, die Rednern und Sophisten, und von denen, die Dichtern ein Denkmal setzten. Und wenn sie nicht den Vorwurf der Gottlosigkeit fürchteten, würden sie sogar, wie ich glaube, über die lachen, welche die Geschichte von Patriarchen, Propheten, Aposteln, Märtyrern oder von anderen, die sich durch ihre Gelehrsamkeit hervortaten, aufzeichneten. Haben sie sich doch offenbar die Meinung zu eigen gemacht, dass alle diejenigen bleibender Erinnerung nicht wert seien, denen der Glanz von Reichtum und äußerem Ansehen fehlte, mögen sie auch die rechtschaffensten und weisesten Männer gewesen sein. *Als Männer gelten nämlich bei den Barbaren nur die, die im Essen und Trinken besonders Großes leisten.* Was tun denn Leute vom Schlage eines Pyrrhus, Hannibal oder Alexander, die weniger groß und unbesiegt als eher ungerecht und brutal sind, auch anderes als möglichst viele zu schlucken und zu verschlingen? Dass die für Ehrenmänner im Vergleich mit sich nur Verachtung übrig haben – wen sollte es wundern, zumal sie selbst an besiegten Königen wie an Sklaven ihren Spott auslassen? [5] Dass aber solche, die kein bisschen vornehmer sind als wir und nur dank ihres Talents durch wohl nicht gerade feine Mittel, durch Schmeichelei, Sophisterei und Rechtsverdreherei, aus schmutziger Armut aufgestiegen sind, über unseren niedrigen Rang spotten, müsste uns schon mehr empören, wäre es nicht eine bekannte Tatsache, dass sich nur sehr wenige jenes Wort des Ausonius zu Herzen nehmen:

*Ehrfurcht hab vor dem Schicksal, wer immer du wirst überraschend*

*Reich den erbärmlichen Stand lassen zurück hinter dir.*

Die sind durchaus imstande, auch mir entgegenzuhalten: *Lebe im Verborgenen!* Ach, hätte ich das nur gedurft! Um wieviel ungestörter nämlich und glücklicher wäre ich gewesen, wenn ich mir *das schönste aller Besitztümer*, um mit Sokrates zu reden, *die Muße*, hätte erwerben können, und zwar in Verbindung mit kultiviertem Zeitvertreib!

[6] Auch wenn ich indes ganz genau weiß, dass ich bestimmt nicht der bin, etwa durch bedeutende Herkunft, ein glänzendes Schicksal oder außergewöhnliches Talent und Wissen, dessen Namen irgendwer im Munde führt, so hat es mich dennoch gefreut, um

die Wahrheit zu gestehen, dass du – sei es aus Sympathie oder aufgrund sachlicher Beurteilung – zu der Ansicht gelangt warst, man müsse auch mich zu denen zählen, die offensichtlich eine Zierde der Gelehrtenwelt darstellen. Deshalb will ich gern deinem Wunsch Folge leisten. [7] Da ich nun einmal durch irgendeine schicksalhafte Fügung auf die öffentliche Bühne ganz Europas gezerrt wurde – gibt es doch, wie ich glaube, kein Gebiet der gesamten Christenheit, wo nicht mein Name unter deiner führenden Mitwirkung bekannt geworden ist –, möchte ich vor allem meinen wissenschaftlichen Werdegang und was dazugehört – deswegen nämlich wird man fragen, wer ich war, falls man vielleicht danach fragt –, so weit meine Erinnerung in die Kindheit zurückreicht, wahrheitsgemäß und *ungeschminkt* darlegen. Mein Bericht wird umso glaubwürdiger sein, weil er, wie ich voraussehe, mehr enthalten wird, was die freundlicher Gesonnenen mitfühlen und die Spötter lachen lässt, als wofür die einen wie die anderen Bewunderung zollen. Alles andere werde ich des Zusammenhangs der Darstellung wegen nebenbei kurz berühren.

## *II. Seine Vorfahren*

[II.1] Was also nun meine Vorfahren angeht, so brauchen sie, denke ich, ganz gleich, wer sie gewesen sind, uns nicht sonderlich zu interessieren; zumal ich weiß, dass auch du viel mehr auf deine eigene Begabung, dein Wissen, deinen Eifer, deine geradezu herkulisch zu nennende Leistungsfähigkeit und auf die Größe deines Charakters baust, als dass du dich mit deinem Großvater brütest, der Bürgermeister in Straßburg war.

*Herkunft nämlich und Ahnen und was wir nicht selber geleistet,*

*Halte ich kaum für das Unsre. Doch wenn sich Urenkel Ajax*

*Jupiters nannte – dann stamm' auch ich vom Höchsten der Götter.*

*Sind doch auch wir aus seinem Geschlecht.*

Weil aber Platon höchst zutreffend schrieb, dass selbst jeder Sauhirte, wenn man nur ganz weit zurückgehe, zahlreiche hochrangige Männer als Ahnherren seiner Familie vorweisen könne, während die jetzt Regierenden von Sauhirten abstammten – denn so wechselt das Schicksal der Menschen –, sollte ich gleich zum Näherliegenden kommen.

[2] Mein Vater war Georg Wolf; er lebte in der alten Grafschaft Oettingen, in deren Namen (Ries) sich allein noch bei uns die antike Bezeichnung ‚Raetien‘ erhalten hat, und war – allerdings wäre dem Zeugnis seines Sohnes gegenüber Vorsicht geboten, wenn nicht noch etliche rechtschaffene und kluge Männer am Leben wären, die mit der größten Hochachtung an ihn denken und von ihm sprechen – beileibe nicht der Schlechteste, gemessen an seinen Verdiensten, seinem Ansehen und seiner Redegewandtheit. Sein Vermögen reichte leicht, um ihn in der damals noch besseren Zeit, als der von der

Bewunderung des Reichtums verursachte Sittenverfall weniger weit fortgeschritten war, jeden Mangels zu entheben und zu einem geachteten Mann zu machen. Dabei hätte er noch viel mehr zusammenbringen und uns hinterlassen können, wenn sein Bestreben statt auf Großzügigkeit und Wohltätigkeit stärker auf Gewinnsucht und Geiz gerichtet gewesen wäre.

[3] Meine Mutter entstammte, nimmt man die jetzige Zeit als Maßstab, einem etwas niedrigeren Stand, aber wenn es auf die Tradition früherer Epochen als einer Art Präjudiz ankäme, aus einem uralten und höchst angesehenen. Das Handwerk nämlich, das Adam nach der Vertreibung aus dem Paradies ausübte, ist mein Erbteil mütterlicherseits. Ach, hätte sie mir doch auch so viel Ackerland hinterlassen, dass ich davon hätte leben können! Denn durch die Bauernarbeit wäre zweifellos meine Gesundheit gestärkt worden, und mein von Natur aus einfaches und offenes Gemüt wüsste nichts von den Intrigen, Betrügereien und Untaten vieler Leute, die ich so satt habe, dass ich mir oft lieber einen ehrenhaften und frommen Tod wünsche statt noch länger zu leben.

[4] Sollte es indes gelten, den Stammbaum meines Vaters weiter zurückzuverfolgen, und sollte verlorener Besitz einen Wert haben und mittelloser Adel unredlich erworbenem Reichtum vorzuziehen sein, so bräuchten wir nur hinter wenigen zurückzustehen, was das Alter unserer Familie und ihren Rang als Mitglied der Ritterschaft angeht. Von meinen Ahnen sind sogar noch Grabmäler in dem reich begüterten Kloster Kaisheim erhalten, zu dessen Stiftern – um bei der eingebürgerten Bezeichnung zu bleiben – sie auch selber gehörten. Dieses Kloster liegt rund zwei Meilen von der unter dem Namen Wörth bekannten Donauhalbinsel entfernt. Dort ließ ich mit Erlaubnis des ehrwürdigen Abtes Johannes Sauer, eines Mannes mit vortrefflichen Fähigkeiten auf dem politischen Gebiet und ebenso beachtlichen in der Wissenschaft, das Wappen, das ich dir übersende, abzeichnen. Es ist, wie ich meine, klar ersichtlich, dass meine Vorfahren über einen nicht geringen Besitzstand verfügten und nach Maßgabe der damaligen Zeit gläubig waren. Auch nach ihrer Vertreibung knüpften sie über einen langen Zeitraum hinweg nur mit Adligen verwandtschaftliche Beziehungen. Ebenso stand mein Großvater keinem Angehörigen der Ritterschaft in seinem Rang nach, indem er nicht nur den Grafen von Oettingen treue und tatkräftige Dienste leistete, sondern auch der Stadt Augsburg 400 Söldner zuführte, dank deren Kampfkraft die Angriffe der Feinde abgewehrt und ihnen beträchtlicher Schaden zugefügt werden konnte.

Den Wappen habe ich noch Verslein beigegeben, die zwar nicht besonders gut sind – ich habe sie nämlich nicht auf eine Inspiration Apolls und der Musen hin, sondern aus Schlaflosigkeit geschrieben –, aber dennoch so, dass sie ein jeder rechte und ehrliche Mann lesen können müsste, ohne Anstoß zu nehmen.

Wappen der Schenken von Schweinspoint, von denen die Oettinger Familie Wolf abstammt, erhalten aus dem Kloster Kaisheim, unter dessen Stiftern sie erwähnt werden (Reste ihrer Burg bestehen noch in dem gleichnamigen Dorf Schweinspoint in der Grafschaft Lechsgemünd, die jetzt zum Gebiet der durchlauchtigsten Pfalzgrafen von Neuburg gehört):



Wappen der Familie Wolf nach ihrer Vertreibung:



[5] Diese Ehrentitel hatten unsere Ahnen an uns weitergeben wollen, ebenso Ländereien, mit denen die Ehre des Adels verbunden war. Aber nachdem mächtige Herren die Ländereien geraubt haben – ich kenne nicht die Gründe für den Zorn, ich kenne nur das schlimme Geschick –, verlassen sie voll Furcht die Mündung, wo der Lech sich in die Donau ergießt, siedeln an den Ufern der Wörnitz und bebauen dort sicheres Land. Sie verheimlichen ihre Herkunft, ändern ihr Wappen und legen sich einen neuen Namen bei, den ihnen die grauen Wölfe verliehen haben. Sei es, um den schrecklichen Tyrannen besser entgehen zu können, oder es beschämte sie, ohne Besitz an dem leeren Namen festzuhalten, oder weil sie noch als Unterlegene auf Seiten der Welfen gestanden waren; es hat auch der besiegte Name eine hohe Ehre. Letzteres halte ich für den Grund. Dies bringt der widrige Ausgang des unglückseligen Krieges mit sich. Damals ging der Sitz derer von Kalendin unter; Weiter flussabwärts stürzt Stepperg zusammen, und noch mehr Burgen müssen für die Schuld, die ihre Herren auf sich genommen haben, büßen.

Die Besitzer fliehen in alle Richtungen; kaum die Namen bleiben;  
so weit wirkte sich der öffentliche Rechtsverstoß aus.

[6] Weinsberg, sogar in deine Gemächer dringen die feindlichen  
Waffen des Kaisers; du selbst bleibst aber unversehrt.

Du bleibst nicht nur unversehrt, sondern kündest für lange Jahrhunderte vom Namen  
des Kaisers und von den Taten einer treuen Gemahlin.

Denn milde und in der Absicht, nur die Schuldigen zu bestrafen, lässt der Sieger  
die Frau zu sich rufen, um mit ihr eine bestimmte Abmachung zu treffen.

Holen soll sie aus der Burg, was ihr am meisten am Herzen liegt,  
so viel sie mit ihrem ganzen Körper zu tragen vermag.

Sie, die zu Recht um das Leben ihres Gatten fürchtet,  
trägt kein Gold, keine Edelsteine oder Kostbarkeiten heraus,  
sondern sie trägt ihren Mann heraus, die nicht genug zu rühmende Heldin,  
und mit ihrem Mann erhält sie auch ihre ganze übrige Habe zurück.

Nach dem Beispiel ihrer Fürstin holt auch die übrige Schar ihre Ehemänner  
und Söhne heraus; und so ist die Rettung erreicht.

[7] Unsere Ahnen indes ziehen, jeglichen Rückhalts beraubt, alsbald  
in fortwährendem Krieg gegen die Bayern zu Feld.

Sie tragen Waffen, solange sie leben; Waffen begleiten sie auch ins Grab;  
das ist und bleibt die alte Zierde des Kriegsdiensts.

Offenbar nährten sie das in ihren Herzen, dereinst mit dem Ingrim  
der Wölfe die feindlichen Scharen vernichten zu wollen.

[8] Und dies wagte zu der Zeit, als die Mauern des alten Byzanz  
der unerbittliche Türke bezwang, unerschrocken mein Großvater.

Durch seine Tapferkeit berühmt, erwarb er sich neue Ehre,  
dank seiner unbesiegt Stärke stets ein gefeierter Ritter:

Ulrich Wolf, von allen nur ‚Bauch-Utz‘, der Held, genannt,  
ein Mann von innerer Größe, mögen seine Verhältnisse auch ärmlich gewesen sein.

Er stellte vierhundert grimmige Söldner als ihr Führer für dich, Augsburg,  
gegen die Waffen der Bayern auf,

um unter deinem Befehl, ruhmreiche Stadt, heftige Kriege zu beginnen;  
ihm verdanke ich es, dass ich jetzt in Muße der Gelehrsamkeit nachgehen kann.

Aber die Muße achtete mein Großvater nicht; er achtete auch nicht  
die Lebensgefahr; der Schmerz stachelt große Gemüter an.

Vertrauend auf sein Pferd, sein Schwert und den Hagel der spitzigen Speere,  
zögert er nicht, Krieg zu führen gegen dich, Löwe.

Ach, wie oft überstand er in dunklem Nebel und bei finsterem Mond  
im dichten Wald welch große Gefahren!

Wie oft bekam er das Blendwerk der feindlichen Nacht zu spüren!  
 Wie oft Erscheinungen bald in Gestalt eines Mannes, bald mit dem Antlitz eines Tieres!  
 Mit wildem Ansturm lassen sie ein bitteres Ende befürchten;  
 vor Augen steht das Bild eines traurigen Todes.  
 Da! Riesengroß stürmt die Erscheinung heran.  
 Weil mein Großvater sie für einen bewaffneten Mann hält,  
 Schießt er von der zischenden Sehne einen schnellen Pfeil ab und  
 lenkt ihn geschickt in die Mitte der Brust.  
 Ach, Armer, das war gar kein Mann! Durch die List des schwarzen Dämons  
 wird für dich aus der falschen Gestalt eine feuerspeiende Kugel;  
 nach oben steigend fliegt sie um das Haupt und den schimmernden Helm  
 und taucht schließlich ein in das dunkle Gewölk.  
 Denn in solcher Lage den Waffen misstrauend  
 fleht er um Gottes Hilfe und spürt sie auch alsbald;  
 so verlässt ihn schließlich die verdrießliche Nacht und der Schrecken;  
 darauf kehrt er freudig und jubelnd nach Hause zurück;  
 dorthin, wo du, Felsen von Wallerstein, dich im Glanze deiner türmetragenden  
 Krone stolz zeigst und auf üppige Fluren blickst.  
 [9] Obwohl er hier im ummauerten Garten zurückgezogen leben  
 und es sich im Verborgenen gutgehen lassen könnte,  
 behagt ihm dennoch die hehre Ruhe nicht; rastlos setzt er alles ins Werk;  
 die Waffen erhebend verfolgt er Tag und Nacht die Feinde.  
 Zwar schlägt er oft diese siegreich in die Flucht; doch muss wechselweise auch er selbst  
 besiegt fliehen. Treuloser Mars, du wechselst ständig hin und her.  
 Wie oft konnte er den feindlichen Geschossen nur durch einen jähen Sprung  
 ausweichen! Wie oft musste er sich in breite Flüsse stürzen!  
 Kreuze als Male für die glückliche Flucht können die Eger, der Lech  
 und die Mauch sehen, falls sie nicht die Zeit gefräßig verschlang.  
 Kleine Flüsse zwar, aber wenn sie durch Schnee und Regen angestiegen waren,  
 bedeckten sie mit ihren Fluten die Felder.  
 Oftmals war er auch ringsum vom Feind umstellt; dann täuschte er  
 dessen betrogene Augen durch einen Kunstgriff seiner Frau.  
 Sie schob mit ihren Bitten das Ende ihres Gatten, der zum Tod bestimmt war,  
 auf, sie gab ihm Mut und die Möglichkeit zur Flucht.  
 Sie schützte ihn mit einer Tarnkappe – falls man dies glauben darf –  
 wie Pallas Athene, die göttliche Herrin, den tapferen Perseus.  
 Auch versah sie seinen Kyllaros beiderseits mit hurtigen Flügeln  
 gleich dem berühmten Ross des Bellerophon.

[10] Voll stolzen Sinnes also, durch seinen Mut wie durch seine Waffen stark und vertrauend auf den Schutz der Himmlischen und die Hilfe seines Könnens, hörte er nicht eher auf, deine Vasallen, bayerischer Herzog zu bekriegen und ihnen Tag und Nacht mit fortwährendem Schrecken zuzusetzen, bis unter festen Abmachungen ein Friede zustande kam und du, Fürst, dem Mann vereinbarte Gaben überreichtest: Gaben zwar klein ihrer Zahl nach, jedoch ihrem Gewicht nach groß. Geschenke als Symbole der Gerechtigkeit haben ihr Gewicht. Also erhält er ein Kriegspferd, blitzende Waffen erhält der Mann und wenig Geld; wenig Geld zwar, aber der Sieg gereichte ihm zum Ruhm, der bei Männern mit hohem Mut als einziges Ziel anerkannt wird. Zu den Waffen und dem Gold kommt noch ein Kleid von tyrischem Purpur hinzu, um ihn mit einem geziemenden Gewand zu ehren. Nachdem er mit dem Herzog versöhnt ist und der unbesiegte Fürst, der zuvor sein Feind war, ihm in Freundschaft die Rechte gereicht hat, verspricht er diesem ehrlich den treuen Dienst seiner Waffen und bezieht fortan jährliche Zuwendungen aus dessen Kasse. Daraufhin lebte ‚Bauch-Utz‘, der Held, in ruhigem Frieden ungefährdet als Ritter dank der Grafen von Oettingen.

[11] *Edle und mutige Helden, geboren in besseren Jahren,* die ihr der Gerechtigkeit nicht den Reichtum vorgezogen habt: Demütig bittenden Flüchtlingen eröffnetet ihr eine sichere Zuflucht; ebenso spürte ungebrochene Tapferkeit euren Beistand. Ihr achtetet mehr auf Ehrbarkeit und Recht als auf das, hinter dem heutzutage die große Masse her ist: weder konnte euch die trügerische Gunst des Gewinns vom rechten Weg abbringen noch bezwangen euch die schroffen Drohungen der Großen. Alle Gefahren überwandet ihr mit standhaftem Sinn; auch konnte der Feind von euch keine Trophäen erbeuten. Wie kann ich euch, vortreffliche Herzen, Dank abstaten? Wie eure Tat so rühmen, wie es euch gebührt? Die Sache von Königen – wer wollte es bestreiten? – ist es, den Gestürzten zu Hilfe zu kommen; die Bedrückten aufzurichten, ist etwas, das auch Gott selbst gerne tut. Und die, welche den Leidenden beistehen, verlässt Gott niemals. Mögen euch die Himmlischen mit ewigem Schutz beschirmen, wie sie euch schon lange Jahrhunderte hindurch beschützten und es niemals an ihrem Beistand fehlen ließen, sodass ihr hättet besiegt werden können.

Euch, die ihr durch besonders vornehme Herkunft berühmt seid, zierten sie mit Reichtum und gaben euch fürstlichen Männern ebenbürtige Frauen.

Immer führe euch jedoch der Spender der Ehren zu noch Größerem empor, auch enthebe er euch immer jeglichen Schadens. Amen.

[12] Unsere Mittel sind freilich bescheiden; ein widriges Schicksal steht unseren Wünschen entgegen, sodass unsere Taten keinen Dank abzustatten vermögen.

Unsere Stelle wird keine männliche Nachkommenschaft einnehmen, sondern unser Geschlecht und unseren Namen wird die kleine Urne zudecken.

Zeugnisse unseres Geistes jedoch wird die Nachwelt nicht wenige und nicht geringe sehen können, sofern sie vielleicht unser gedenken sollte.

Und da wird einer sagen: „Nicht ohne Namen, Wolf, stirbst du. Sieh, Welch zahlreiche Schar an Sprösslingen bleibt!

Deine Nachkommenschaft macht dir keine Schande, sondern sie ziert dich vielmehr mit Ruhm; und sie bewahrt in einem fort das väterliche Erbe.

Weil sie deinem beständigen Eifer und Fleiß ihre Bildung verdanken, werden nicht wenige dich wie einen Vater verehren.

Wie über der Wohlgestalt des Körpers die Befähigung des Geistes steht, so wird dessen Nachkommenschaft ruhmvoller sein.“

[13] Unsere Ahnen jedoch, körperlich fruchtbar, geistig fruchtbar, konnten so ihren Namen erhalten.

Diese, erlauchte Grafen, leisteten über zweimal zwei Jahrhunderte hinweg euren Vorfahren Gefolgschaft in stetiger Treue.

Eure Vorfahren verpflichteten sich ihrerseits über zweimal zwei Jahrhunderte hinweg diese durch ihren Schutz.

O, Welch besondere Zier, wenn die treuen Herzen der Vasallen die nie endende Fürsorge der Schutzherren umhegt.

[14] Ich erinnere mich daran, wie du mir das erzähltest, Georg, mein Vater, der du für mich allzeit einer Gottheit gleich sein wirst

– denn dies verdient deine Liebe und deine vorbildliche Haltung –, dort wo sich im Schutze des Tals Christgarten verbirgt.

Aber als Knabe – ach, warum nur besitzt dieses Alter keinen Verstand? – merkte ich mir wenig von dem vielen; das meiste liegt in dunkler Nacht verborgen.

Vielleicht besteht bei einem Namen oder in der Zeit ein Irrtum, Dinge, die ziemlich oft geschichtliche Darstellungen verwirren.

[15] Was immer dies ist, glorreiches Haus, du Wiege von Königen, glaube, dass dies nicht im geringsten deinen Ruhm geschmälert hat.

Erhabene Reiche hat dein Löwe inne, und ihn kümmern keine Wölfe, wenn diese ihre eigene Schuld zur Flucht treibt

oder sein gewaltiger Zorn; wird dieser besänftigt, legt er sich schließlich;  
er setzt weder den Bedrängten zu noch findet er kein Ende.

*Sei den Besiegten gelind, sei siegreich über die Stolzen!*

gebieten die ruhmreichen Waffen des pfälzischen Stammes.

Eure Milde verdiente sich neuen Ruhm dadurch,  
dass ihr unseren Großvater mit Ehrengaben auszeichnetet.

[16] Er verehrte den Mars, wir die Musen, die sanften Gottheiten,  
in erhabenerem Stil als Eber und Wölfe.

Dieser bescherte uns – ich achte die Gaben der Himmlischen nicht gering –  
keinen kleinen Namen, erworben durch unser Talent. Neid, scher dich fort!

Oftmals bohrst du zwar deinen Zahn in mich, aber nichts erreichst du,  
Wahnsinniger; du wirst dir bald deine Waffen ausbrechen.

Das Lorbeerkränzchen, das mir Apoll und die geneigten Musen  
verliehen, bleibt immer grün in glänzender Ehre.

Mich kennt der Po und der Tiber, mich kennt die Seine,  
mich der Tejo und auch der siegreiche Sarmate auf schnellem Pferd.

Dieser Wolf hätte mitten unter den Briten Erfolg haben können,  
aber die Insel ist für reißende Wölfe nicht zugänglich.

Denn mein Deutschland beansprucht mich für sich als deutschen Bürger;  
und als einen der Ihren lieben mich Rhein und Donau.

Mich brachte die Wörnitz hervor; an vielerlei Stätten verschlug mich das  
Schicksal; nunmehr hält Augsburg mich fest; das Weitere kennt nur Gott.

[17] Dies haben wir im Alter von viermal zehn Jahren verfasst,  
wobei noch die Hälfte von fünf Jahren hinzukam,  
als sich, während bereits die Mitte des Dezembers die Sonnwendbrachte,  
der träge Schlaf mitten in der Nacht von mir löste und entschwand.

Nicht ich – gib mir nicht die Schuld! –, sondern die Schlaflosigkeit macht  
diese Verse, denn solche Muße wurde mir kein Tag gewähren.

Denn bald verrinnt mir die Zeit durch die Presse des Druckers,  
bald rufen die Befehle des mächtigen Herrn nach Ausführung,  
bald habe ich die neue Bibliothek mit Büchern auszustatten,  
bald muss ich die Knaben Beta und Alpha lehren,  
bald quälen mich betrübliche Krankheiten und fern der Pulte  
umsorgt mich gegen meinen Willen mit Ruhe mein Bett.

Unter all dem sind mir die Musen entflohen. Den Beistand dieser  
Göttinnen wünsche ich nur der, welcher sie fleißig verehrt.

[18] Bis hierhin wollte ich über die Herkunft unserer Familie plaudern, da ich sehe, dass etliche an derlei Nebensächlichkeiten nicht nur ihre Freude haben, sondern darauf sogar mehr geben als auf Rechtschaffenheit und Bildung; das geht so weit, dass sie *alten Adel wie Appius und Lentulus* von Schwachsinnigen und Taugenichtsen viel höher bewerten als die Zierde der Weisheit und *den Schmuck der Tugend*. Bei anderen gilt:

*Herkunft wie Tugend sind ohne Vermögen geringer als Seegras.*

Ein solches Ausmaß hat die Verkehrtheit und die Verblendung. Jetzt komme ich auf mich zu sprechen.

### *III. Geburt in Oettingen (1516)*

[III,1] Ich bin geboren im Oettinger Schloss, im Jahre 1516 nach Christi Geburt, am 13. August, nicht lange, wie ich vermute, vor Sonnenuntergang. Der Zeitpunkt wurde nämlich, weil mein Vater wegen dienstlicher Geschäfte abwesend war, von den Frauenzimmern, wie es für sie typisch ist, recht unpräzise festgehalten: zwischen der 6. und 7. Stunde nach dem Mittag. Sie waren es auch, die mich Hieronymus nannten, sei es aus Vergesslichkeit oder aus irgendeiner Absicht, während mein Vater gewollt hatte, dass ich den Namen Gregor bekomme. Und in der Tat gab es in meinem Leben – was mich beides schmerzt – mehr ‚Wachsein‘ und weniger ‚Heiligkeit‘. Wäre es doch besser gewesen, ruhig zu schlafen als schlecht wach zu liegen.

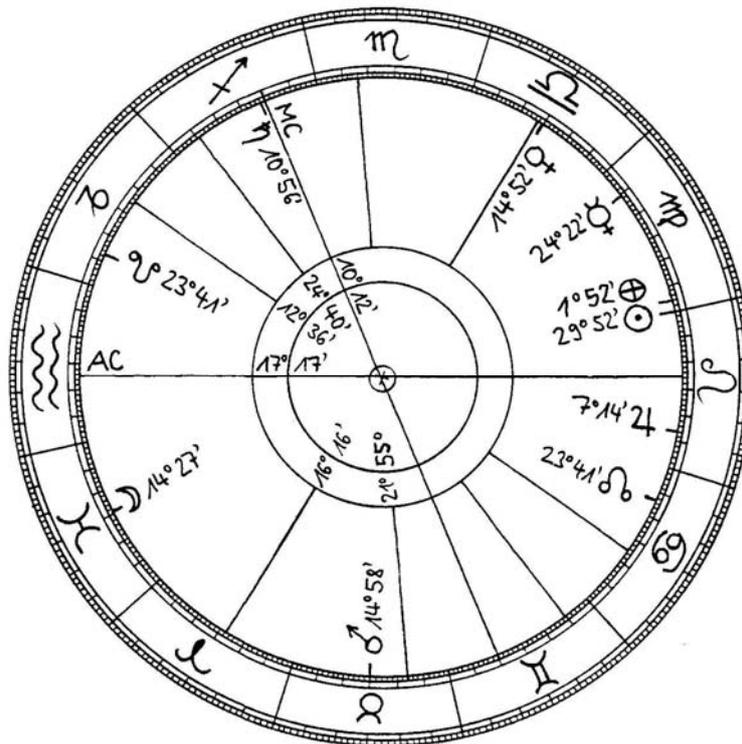
### *IV. Astrologischer Exkurs*

[IV,1] Wenn aber die Uhr falsch ging – wie es häufig der Fall ist, oder vielmehr meistens – könnte der Termin meiner Geburt ein wenig früher gewesen sein, sodass nach der sogenannten ‚Waage des Hermes‘ der Aszendent sich im 14. Grad des Wassermanns befände, oder er könnte auf die 7. Stunde gefallen sein, sodass der Anfang der Fische nach vorausgegangener Opposition laut dem Ptolemäischen Korrekturverfahren im Osten gestanden wäre. Indes widerlegte Antonius Montulmius jede dieser beiden Methoden mit Argumenten, die nicht außer acht zu lassen sind. Was nun die Ermittlung des Aszendenten von den Ereignissen her angeht, so weiß ich auch bei dieser Sache nicht, wieviel man auf sie geben darf. Denn obgleich dem Mars zumeist das Jähe, Gewaltsame und Blutige, dem Saturn aber das Heimtückische, Giftige, Leidvolle und das Dauerhafte zugeschrieben wird, sehe ich dennoch, wie derselbe Fall von anderen nicht ohne vernünftige Gründe auf andere Ursachen zurückgeführt wird, und es widerfuhr vielen durch göttliche oder durch magische Kräfte

vieles, wofür sich in ihrem Geburtsbild keine Anzeichen finden. Was soll man dazu sagen, dass sich über den Adel und das Vermögen einer Familie – was meist mehr zum irdischen Glück der Menschen beiträgt als selbst die beste Konstellation der Gestirne – nicht leicht etwas Sicheres aus dem Geburtsbild wird aussagen lassen? Unzählige übertreffen mich an Rang und Reichtum, nicht wegen der Position der Sterne am Himmel, sondern wegen der in den Schatullen ihrer Vorfahren verwahrten Münzen und den Wurzeln ihrer Familie, während ihnen die Gestirne dem Anschein nach nur Niedriges, Armseliges und Verworfenes zuerkannt haben. Auch beklagt sich Cardanus nicht ohne Grund darüber, dass durch falsche Zeitangaben, falsche Berechnungen, falsche Methoden und den Ehebruch der Frauen die Urteile der Astrologen gestört werden. Ebenso fallen häufig mehrere Progressionen auf fast denselben Zeitpunkt, die teils ihren Einfluss bemerkbar machen, teils aber überhaupt keine Veränderung bringen, obwohl im Geburtsbild die Einflüsse der Planeten als gleich und weder durch die Strahlen der Sonne noch durch Rückläufigkeit beeinträchtigt angegeben werden. Gesetzt den Fall, die Progressionen sind alle wirksam, kann es geschehen und geschieht tatsächlich oft, dass jede auf einen anderen Grad des Aszendenten weist. [2] Wer aber sollte hier keine Zweifel bekommen, *innehaltend und überlegend*? Wieviele gibt es nämlich, die das, was als vierte Korrekturmethode überliefert wird, die Beachtung der Höhe der Sonne oder irgendeines Sterns, anwenden oder anwenden können? Daher bin ich nahe daran, von den Geburtsbildern das zu denken, was einer von den Homerischen Gesängen sagte, dass die die präzisesten sind, die am wenigsten präzise sind; außer es liegt ein beträchtlicher Irrtum in dem angegebenen Zeitpunkt vor. Wenn das der Fall ist – und es ist freilich häufig so, dass in derselben Stadt die Uhren, was ich selbst nicht nur einmal sehen konnte, um mehr als 40 Minuten differieren –, urteilt der am richtigsten, der überhaupt nicht urteilt. Wer sich aber von falschen Korrekturverfahren täuschen lässt, den täuscht nicht der Astrologe, sondern er sich selbst. Denn was wird jener Wahres – vorausgesetzt, du räumst ein, dass der Mann seriös und diese Kunst nicht völlig unzuverlässig ist –, wenn nicht aus dem wahren Zeitpunkt, vorhersagen können? Wie also der Beklagte den Fall dem Anwalt, so muss der, der die Zukunft erfahren will, den Zeitpunkt dem Astrologen vorlegen und darf ihn nicht von diesem verlangen. Wenn er darüber im Zweifel ist, soll er weder sich noch ihm Mühe machen, außer er gäbe sich mit einer ganz allgemeinen Erklärung der besonderen Position der Planeten und ihrer Einwirkung und Einstrahlung aufeinander zufrieden, auch wenn der Aszendent und dessen Progression wie die der übrigen Sterne unbekannt sind. [3] Selbiges ist nicht rundweg abzulehnen. Wer erhoffte nämlich von dem nicht Gutes, bei dem Saturn und Jupiter im Trigon zueinander und zum Merkur, der die Spica der Jungfrau bei sich hatte, im Sextil standen und sich die Sonne im Löwen und Venus in der Waage befand, unabhängig vom Aszendenten? Wer sollte andererseits nicht den bedauern und zugleich

hassen, bei dem er den abnehmenden Mond im Skorpion von Saturn und Mars, beiden rückläufig und in Opposition zum rückläufigen und von der Sonne verbrannten Merkur, umschlossen sah, während Venus im Widder und Jupiter im Steinbock stand? Vollzieht sich doch in 24 Stunden nur eine recht geringe Veränderung dieser Faktoren, mit Ausnahme der Bewegung des Mondes. Er kann in diesem Zeitraum, da er bisweilen 15 Grad zurücklegt, von einem Zeichen in ein anderes überwechseln, nachdem er eines zur Hälfte durchlaufen hat. Dasselbe kann auch bei den anderen Planeten eintreten, wenn sie sich am Ende eines Zeichens befinden. Unsicher und trügerisch sind auch die Geburtsbilder, bei denen die Sonne in der Nähe des Aufgangs oder des Untergangs steht, wegen der Tag- oder Nachteigenschaften der übrigen Planeten. Da aber eine einzige Bogenminute am Himmel einen unermesslichen Raum überspannt und die Merkmale der Zeichen und Bezirke keineswegs dieselben, sondern vielmehr völlig verschieden sind, scheint es nicht anders möglich, als dass diese grobe Methode in sehr vielen Fällen irrt, mag es auch heißen, man habe hier die Begrenztheit der Erde und nicht die Grenzenlosigkeit des Himmels im Auge.

[4] Als Beispiel sei mein eigenes Geburtsbild angeführt. Bei ihm befindet sich nach den ‚Alfonsinischen Tafeln‘ die Sonne in  $29^{\circ} 52'$  des Löwen und damit in ihrem Haus, ihrem Dekan und im Bezirk des Mars. Versetze sie mit Copernicus nach  $0^{\circ} 5'$  der Jungfrau: nun wird sie sich nur in ihrem Dekan befinden, im Bezirk des Merkur und von diesem eingenommen. Dasselbe Urteil gilt auch für die Planetenstunden. Aber ich glaube, dass die Bestimmung des Zeitpunkts meiner Geburt, wenn auch nicht vorzüglich, so doch nicht weit von der Wahrheit entfernt war. Danach wurde gemäß der Lehre des Regiomontanus von Cyprian Leowitz folgendes Horoskop erstellt, das kommentiert im zweiten Teil von dessen äußerst stattlichem ‚Ephemeridum opus‘ zu finden ist, der einen kurzen Abriss der Astrologie nebst meinem ‚Dialog über den rechten Gebrauch‘ dieser Kunst, Beobachtung oder Mutmaßung enthält.

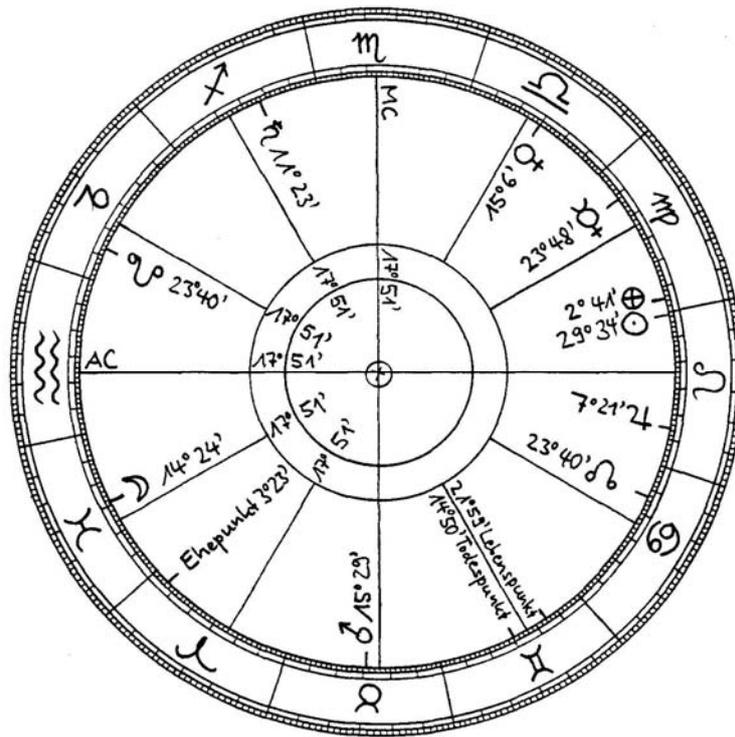


(Breite 49°; vorausgegangene Opposition in 29° des Löwen; Tagesregent Merkur; Stundenregent Mars)

[5] Bei dieser Darstellung ist positiv, dass sich alle Planeten teils in ihren eigenen ‚Würden‘, teils in denen Gutes wirkender Planeten befinden – Venus steht bei der Spica der Jungfrau, einem besonders hellen Stern, und besitzt so große Kraft, dass sie auch allein, wenn sie in ein besseres Feld im Horoskop gekommen wäre, das ganze Geburtsbild hätte erleuchten können –, dass fünf Planeten über dem Horizont und vier davon in den Ecken oder Winkeln stehen, dass keiner rückläufig ist und keiner von den Strahlen der Sonne verbrannt wird. Negativ aber sind die Dominanz des Saturn und dessen ungünstigen Aspekte zu fast allen Planeten – ich wollte freilich, es wäre wahr, was Cardanus behauptet, dass der nämliche als Regent des Aszendenten im 11. Grad des Schützen zusammen mit Sternen seines Charakters wie des der Venus vorzügliche geistige Fähigkeiten verleihe –, dass beide Lichter von Böses wirkenden Planeten verletzt werden, wobei noch der Mond, der Herr des sechsten Feldes, im ersten Feld und dem Krankheit bedeutenden Zeichen steht, dass die beiden Gutes wirkenden Planeten sich in schlechten Feldern befinden und dass alle Planeten sich langsam bewegen, mit Ausnahme des Jupiter, der sehr schnell und im Westen ist; aber einigen zufolge ist er ‚peregrin‘, wie auch Saturn nicht der Regent des Aszendenten. [6] Daher kommt es, dass mein von einer Art angeborenen Verzweiflung gebrochenes Gebmüt sich viel zu sehr entmutigen lässt und gleichsam in verschiedene Teile gespalten nicht in der Lage

ist, im Leben und in der Wissenschaft auf ein und derselben Bahn zu bleiben; dass mir nichts völlig ungetrübt zuerkannt wird, sondern dass, wenn mir etwas Honig einträufelt wird, er immer mit viel Galle vermischt ist; dass meinen Mühen weder meine Stellung noch mein Ansehen, mein Einfluss oder mein Einkommen entspricht; dass häufig lobenswerten Vorhaben der Erfolg fehlt und stattdessen Schläge, Hass, Neid, Rivalität und Verachtung der Lohn für meinen guten Willen und mein Bemühen sind; dass das erwünschte Glück mir öfters vor Augen erscheint, es mir aber niemals zuteil wird und dass in nichts anderem mein Glanz – sofern das einer ist oder je war – besteht als in meinem glänzenden Unglück, das *immer mit falschen Bildern sein Spiel mit mir treibt* wie Venus mit Aeneas bei Vergil. Mit großer Mühe Erworbenes geht durch einen geringfügigen Anlass wieder zugrunde; unter dem Schein der Freundschaft und der Zuneigung haben es gar viele auf mich abgesehen oder legen mich mit den gerissensten Kniffen herein; und meine Gesundheit ist zahllosen Beeinträchtigungen unterworfen, sodass es geradezu wie ein Wunder erscheint, dass ich trotz so starker und so langanhaltender Schmerzen nicht ans Bett gefesselt bin, viele der kräftigsten jungen Männer überlebt habe und hinsichtlich des Tatendranges, mit dem ich mich den Anstrengungen der Wissenschaft unterziehe und Reisen unternehme, bis jetzt wenigstens hinter kaum jemand zurückzustehen brauchte. Jedoch werden die Kundigen unverhüllte Hinweise auf all diese Dinge aus der obigen Position der Gestirne ablesen können. Denn Saturn in guter Stellung bewirkt, dass man Anstrengungen und Mühsal zu ertragen vermag, und der aufsteigende Mondknoten, wenn er sich zusammen mit Jupiter im sechsten Feld befindet, deutet auf jemand, der seine körperliche Schwäche durch die Anwendung von Heilmitteln wie durch innere Stärke stützt und abmildert.

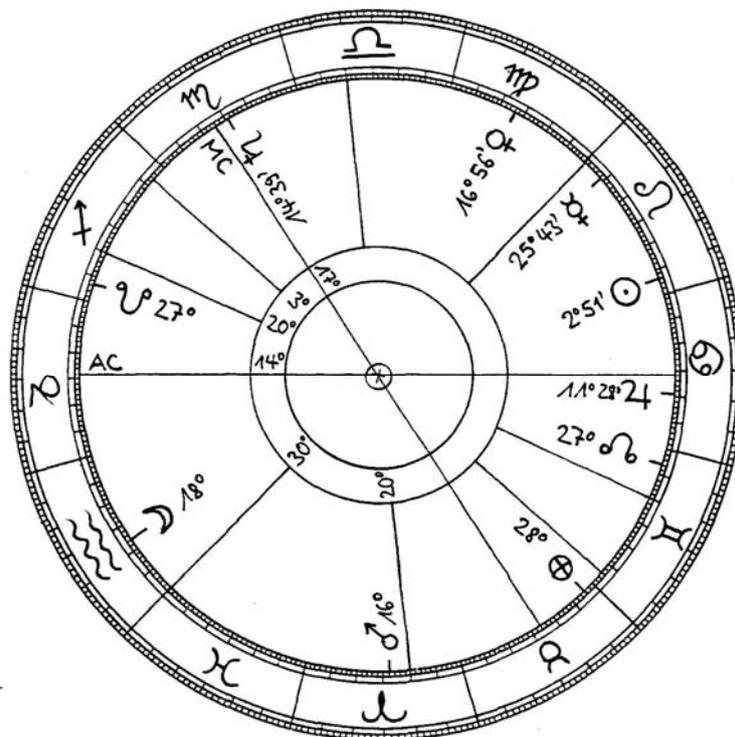
[7] Sollte aber einer alles auf gleich große Felder aufteilen – was dort vielleicht ganz richtig geschieht, wo die Polhöhe nicht groß ist –, wird eine gewisse Veränderung eintreten, die jedoch nicht so gravierend ist, dass man weit von der dargelegten Beurteilung abrücken müsste. Daher möchte ich zusätzlich das von Christian Heyden, Mathematiker in Nürnberg, meinem früheren Mitschüler und Freund, entworfene Geburtsbild anfügen, das indes auch bei der Bewegung der Planeten etwas von dem obigen abweicht.



[8] Diese Anordnung scheint in den meisten Punkten besser mit der Erfahrung übereinzustimmen. Denn ich verbrauchte nach und nach mein ganzes Erbe, was Mars in der Himmelstiefe anzeigt; abgesehen davon, dass es mir von Natur aus leichter fällt, anderen etwas zu schenken als von dort etwas zu empfangen, von wo es sich nicht gehört, verursachen zum einen mein Gesundheitszustand, Medikamente, Badekuren, Briefboten, Kutscher, Bettler und fahrendes Volk mir Ausgaben, zum anderen war meine Wesensart von Natur aus ein wenig zu unbeherrscht und etwas langsam, worauf im ersten Fall der Mond im Aufgang und im zweiten Merkur im Untergang hindeutet, wie auch auf gar viele Anschläge und gewissenlose Attacken durch Konkurrenten und Widersacher. Nun hat, wie ich glaube, in der Tat kein Mensch zahlreichere und zuverlässiger wirkende Traumbilder und magische Täuschungen seitens Träume sendender Dämonen über sich ergehen lassen müssen. Das hier kurz gestreift zu haben, soll genug sein, obwohl ich ein dickes Buch mit dem Titel ‚Wahrste Geschichten eines Traumdeuters‘ schreiben könnte. Geriet ich doch aus irgendeiner Fügung meines Schicksals fast überall an Leute, die den üblen Künsten mehr als den rechten zugetan waren. Mit ihnen musste ich zusammensein, ob ich wollte oder nicht, musste mir ihre Übergriffe ohne einen Mucks gefallen lassen und mich bei ihnen oft sogar noch für ihre schlimmen Machenschaften bedanken, da sie wie Gift, das vorne mit Honig bestrichen ist, mit kleinen Gefälligkeiten überdeckt waren. Das brachte mich, einen von Natur aus ganz unbefangenen und überhaupt nicht argwöhnischen Menschen, so weit, dass mir alles verdächtig vorkommt und ich wie jener Trojaner fürchte *die Danaer*, wenn auch

*Geschenke sie bringen. Denn nicht nur Feindesgaben sind keine Gaben, sondern auch die der falschen Freunde. Schuld daran ist meiner Meinung nach, in üblicher Weise gesprochen, der übertriebene Egoismus von einigen, die nach Unsterblichkeit, ewiger Jugend und Seligkeit streben, denen es lieber ist, wenn es ihnen gutgeht statt jemand anderem und jemand anderem schlecht statt ihnen, sei es zu Recht oder zu Unrecht, und die, um ihr Ziel zu erreichen, soweit sie es vermögen – sie vermögen jedoch nicht so viel, wie sie gerne möchten –, keines von den übelsten Mitteln unversucht lassen. Astrologisch ausgedrückt ist es die eher bleierne als goldene Venus, die im Haus des Saturn und zu ihm im Quadrat steht – es hat nämlich das Sextil langer Zeichen die Bedeutung des Quadrats – und sich bei dem besonders hellen Stern Spica befindet. Nicht wenig trägt dazu vielleicht auch die Stellung des Totengeleiters Merkur in einem feindlichen Ort des Himmels bei. Die übrigen Positionen bringen fast keine Veränderung.*

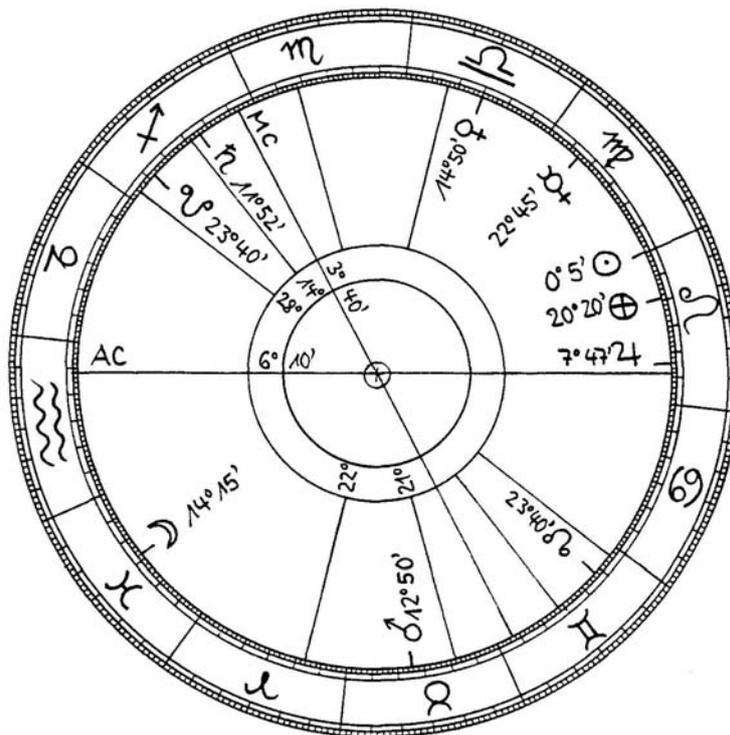
[9] Sollte aber die Methode derer zutreffend sein, die von den eben für richtig befundenen Horoskopen aus irgendwelchen Gründen 27 Grad abziehen, wird folgendes Geburtsbild herauskommen, das offensichtlich mit der Länge der Tage nicht unerheblich – denn die Sonne im Ende des Löwen würde die Tagundnachtgleiche markieren – und mit dem Verlauf meines Lebens fast um 180 Grad im Widerspruch steht.



(Horoskop, entworfen von David Wolkenstein aufgrund der Präzession der Frühlings-Tagundnachtgleiche)

Es findet sich nämlich hier Dynamischeres, vom Glück Begünstigteres und Ruhmvolleres, aber auch in sehr großem Umfang Verwerflicheres und irgendwo Gewaltsameres als das, was bisher meine persönliche Erfahrung bestätigte.

[10] Aber es gilt nun, diese an sich schon zweifelhaften, auch nicht miteinander übereinstimmenden und voller Widersprüchlichkeiten steckenden Vermutungen auf sich beruhen zu lassen – dabei spreche ich nicht mehr nur von der Bestimmung des Geburtshoroskops und der unterschiedlichen Weise seiner Auslegung, sondern ebenso von der Bewegung der Gestirne selbst und ihren wahren Positionen. Über diese Dinge wird uns einmal, wie ich hoffe, Tycho Brahe aus Dänemark, ein junger Mann mit außergewöhnlichem Talent, genauer unterrichten – und den Faden der Erzählung wieder aufzunehmen. Dennoch möchte ich zuvor noch ein von jenem nach der Methode des Campanus und nach den ‚Prutenischen Tafeln‘ entworfenes Horoskop anfügen, zumal aus dem Grund, damit die Anhänger der Astrologie nicht etwas für sichere Voraussagen halten, was meist nichts anderes ist als bloße Worte. [11] Ich möchte das aber nicht so verstanden wissen, als leugnete ich das Vorhandensein sehr großer Einflüsse der Gestirne und wüsste nicht, dass früher, wie es auch jetzt noch der Fall ist, von manchen erstaunliche Prophezeiungen gemacht wurden; sondern ich sage das, weil ich der Meinung bin, dass in unserer Zeit und in unserer geographischen Lage neue Beobachtungen und Korrekturen vonnöten sind, die ohne die Mittel von Fürsten und Königen nicht genau sein können. Solange diese ihr Geld für Luxus oder für Kriege ausgeben, sollten wir, die wir mit unseren eigenen Dingen *alle Hände voll zu tun haben*, das nehmen, was wir nicht besser haben können, und gegenüber dieser Form der Zukunftsdeutung eine vorsichtige Haltung einnehmen, indem *Bug und Heck* unserer Pläne und Handlungen sich nicht an zweifelhaften Vermutungen, sondern am verlässlichen Wort Gottes orientieren. Ich jedenfalls habe und hatte immer diese Einstellung, dass ich es für falsch hielt, wegen der Voraussagen der Astrologen löbliche Vorhaben aufzugeben oder blindlings in der Hoffnung auf eine Verbesserung meiner Lage etwas über meinen Aufgabenbereich hinaus zu unternehmen, und ich mehr darauf schaute, was mein Gesundheitszustand, mein bescheidenes Talent und die Orts- und Zeitumstände hier auf Erden versprachen, als auf das, was man im Rat der olympischen Götter über mich beschlossen hatte. [12] Das erwähnte Horoskop indes sieht folgendermaßen aus, wobei von dem, wie man sagt, angenommenen Termin 32 Minuten und gegenüber den ersten beiden Darstellungen 12 Grad aufgrund bestimmter Ereignisse abgezogen wurden:



Und es droht eben jener Brahe mit etwas Schlimmem gegen Ende des Jahres 1570 oder Anfang 1571, wenn der Aszendent laut diesem Horoskop in Konjunktion mit Mars treten wird. Bleibe dies aus, so betonte er, werde das für die vorliegende Darstellung bedeuten, dass sie falsch ist. Es geschehe jedoch der Wille des erbarmungsreichen Gottes, der uns noch nie verließ, als wir in mancherlei Bedrängnis geraten waren, und uns nicht verlassen wird, sodass wir ohne Trost wären.

[13] Bis hierhin wollte ich weniger ernsthaft sein als vielmehr spielen, und das freilich nicht mit den Astragalen (Würfeln), sondern mit den Astrologen. Deren Anhänger bitte ich ebenso wie deren Gegner um Nachsicht: letztere, falls ich deren Kenntnisse zu hoch, erstere, falls ich sie zu niedrig bewertet haben sollte. Kann ich doch weder als wertlos ansehen, was mir die Erfahrung bestätigt, noch als sichere Voraussagen einstufen, womit die Ereignisse nicht übereinstimmen. Das erlaubt den Schluss, dass diese Kunst an sich durchaus zuverlässig ist, man sie aber nicht vollständig kennt und sie nicht immer und nur von wenigen korrekt angewendet wird. Nun aber wollen wir auf das Weitere eingehen.

#### V. Seine Geschwister

[V,1] Vor mir wurden also zwei Brüder und drei Schwestern geboren, von denen nur noch zwei Schwestern am Leben sind. Von diesen wiederum hat die jüngere den

zweiten Mann, Kinder und Enkel oder, genauer gesagt, Enkelinnen, bis jetzt wenigstens; die ältere, eine Frau, die in reichem Maß über alle Vorzüge verfügt, die das weibliche Geschlecht haben kann, wollte lieber auf die einträgliche Stellung einer Äbtissin des Klosters Zimmern verzichten – wie auch ihre Schwester lieber Heimat und Besitz verlassen wollte – als etwas zu tun, von dem sie annahm, dass Gott es nicht billigen würde. Wenn auch das Pflichtgefühl und die Wahrheit verlangten, mehr zu sagen über deren Rechtschaffenheit und offenkundige Wohltätigkeit gegenüber allen, denen sie helfen können, geht, um aus Furcht vor Missgunst nichts weiter zu sagen, ihre Wesensart dennoch deutlich genug daraus hervor, dass sie mich und meinen Bruder als kleine Kinder, bis wir auf eigenen Füßen stehen konnten, nicht mit schwesterlicher, sondern ganz und gar mütterlicher Liebe nach Kräften und Möglichkeiten umsorgten und betreuten, was wir ihnen später vergelten sollten, als ihre Lage ziemlich unerfreulich, unsere aber recht günstig war. Dass wir dies gewissenhaft und zur vollen Genüge getan haben, dessen sind wir uns sicher. Und so hatte es uns auch unser Vater auf dem Sterbebett aufgetragen, als er jene hatte zu sich kommen lassen, während sich mein Bruder in Nürnberg und ich mich in Tübingen aufhielt, dass wir, seine Kinder, untereinander Großzügigkeit und Hilfsbereitschaft üben sollten; dann werde es uns allen nie an etwas fehlen. Ebenso versicherte er, dass er die ihm anvertrauten Ämter aufs gewissenhafteste verwaltet habe und wir, auch wenn er gestorben sei, die Früchte seiner Unbescholtenheit bei den Grafen von Oettingen ernten würden. [2] Obgleich diese Früchte nicht eben gering waren – denn Karl Wolfgang bestimmte, sobald sich die Gelegenheit dazu bot, meine Schwester Anna zur Äbtissin und Ludwig der Ältere zeigte sich uns allen gegenüber, solange er lebte, milde und wohlgesonnen –, wären sie trotzdem noch reichlicher ausgefallen, wenn nicht die Wirren des ‚Deutschen Krieges‘ wie an sehr vielen Orten so auch in unserer Heimat sehr große Umwälzungen verursacht hätten, indem sich Söhne gegen ihre Väter und Brüder gegen ihre Brüder erhoben und Ludwig, der den anderen an Alter und Erfahrung voraus war, zusammen mit seinem gleichnamigen Vater außer Landes gejagt wurde. Als dieser endlich zurückkehren konnte, gab er uns allen deutliche Zeichen seines Wohlwollens, wobei er besonders an meiner Anwesenheit und Anstellung interessiert war und mir ein großzügiges Angebot unterbreitete, da er eine hohe Meinung von meiner Treue und Verbundenheit zu meiner Heimat habe. Aber ich konnte sein Angebot nicht annehmen, hatte ich mich doch schon der Stadt Augsburg verpflichtet. Überdies fanden – um die Wahrheit zu gestehen – nicht alle Pläne und Handlungen des Hofes meine Zustimmung und ich fürchtete, wegen der Streitigkeiten unter den Brüdern in einen *eteokleischen Krieg* und wegen meiner freimütigen Zunge – die sich von mir in der Tat nicht befehlen lässt, zu Betrug und Unrecht ja zu sagen – in eine schlimme Lage zu geraten, wobei der Neid, der mich

selbst um den Anblick der Sonne bringen würde, wenn er es könnte, tüchtig mithelfen würde, dass es so käme.

[3] Nach mir wurden zwei Brüder geboren, von denen einer noch am Leben ist, Heinrich, Doktor der Philosophie und der Medizin, Stadtarzt in Nürnberg, in seinem Beruf geachtet und beim Adel beliebt. Wie er an Jahren jünger ist, so übertrifft er mich an Klugheit und Redetalent ebenso bei weitem wie an Besitz, Ansehen und insgesamt an Lebensglück.

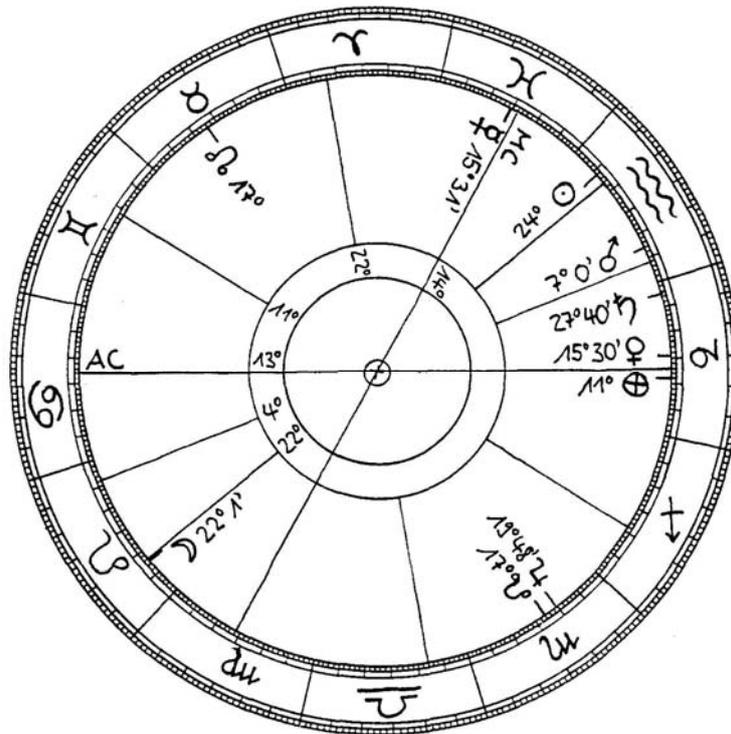
#### *VI. Weiterer astrologischer Exkurs*

[VI,1] Das mag freilich jemandem, der die Geburtsbilder von uns beiden miteinander vergleicht, erstaunlich vorkommen. Denn Saturn im königlichen Zeichen, im Bezirk des Jupiter, im Trigon zu ihm und im Sextil zur Venus, Venus ihrerseits in ihrem Haus, bei der Spica der Jungfrau, im Bezirk des Jupiter und im Sextil zu ihm sowie Merkur in der Jungfrau, seinem Haus, erhöht, in seinem Dekan, im Trigon zum Mars und im westlichen Kardinalhaus hätten etwas Bedeutenderes und Großartigeres bescheren müssen. Außerdem ist der Mond im ersten Feld, im Zeichen, Dekan und Bezirk des Jupiter und im Sextil zum Mars auf den Grad genau in Verbindung mit einer Rezeption nicht zu verachten, wie sehr auch der Mars geschwächt ist und der Glückspunkt von den Strahlen der Sonne verbrannt wird, die sich ihrerseits baldigst von ihrem Thron und vom Regulus, von dem sie weniger als 7 Grad entfernt ist, in die Kanzlei ihres Schreibers Merkur zurückziehen wird, eher mit der Schüchternheit der Jungfrau ausgestattet als mit dem Stolz des Löwen versehen. Aber zum einen hängt nicht alles allein von den Sternen ab – denn die weise Seele unterstützt durch ihre Mitarbeit den himmlischen Einfluss, wie der vorbildliche Bauer durch seine Mitarbeit die Fruchtbarkeit der Erde unterstützt, indem er pflügt und den Boden für die Saat vorbereitet –, zum anderen weisen manche Geburtsbilder Merkmale auf, die zwar folgeschwer, aber nicht in gleicher Weise leicht erkennbar sind, und schließlich machen ein anpassungsfähiges Gemüt und Wesen sowie ein Verhalten *nach dem Brauch im Land* viel aus. [2] Vielleicht sind auch für mich der Aszendent im Wassermann und Saturn in der Himmelsmitte, alle Planeten dominierend und zu beiden Lichtern aufs feindlichste im Quadrat – auch wenn die Astrologen sagen werden, dass ich wie die anderen *den Samen meiner Natur folge* –, nicht so schädlich wie meine *altbackene* und *schafsmäßige* Art, mein überhaupt nicht selbstbewusstes, verschämtes, verzagtes und braves Wesen und meine Unverblümtheit, die zu ertragen den meisten schwer fällt. Wie ich nämlich im Bitten schüchtern und im Hoffen zaghaft war, so war ich, wenn man mich gereizt hatte, im Antworten immer sehr freimütig und beinahe

brüskierend, fast schon einer von denen, die, wie Cicero sagt, *in bedrängter Lage sich zu wenig treu bleiben*. Hinzu kommt, dass beide Gutes wirkenden Planeten sich in schlechten Feldern befinden und der Mond, der Herr des sechsten Feldes, im Krankheit bedeutenden Zeichen stehend, gerade die Opposition zur Sonne verlassen hat und von beiden Böses wirkenden Planeten sowie vom Merkur verletzt wird, er, der laut Cardanus die Hälfte eines jeden Geburtsbildes für sich beansprucht. Ihm schreibe ich es auch zu, dass ich von besserwisserischen Leuten oft dafür gehalten wurde, wofür sie, die es im höchsten Grad sind, auf gar keinen Fall gehalten werden wollen, nämlich für einen *Einfallspinsel*, deshalb, weil ich ein glänzendes Los, das sich mir an den Höfen großer Fürsten und in Heiratsdingen öfters von selbst bot, nicht eben Klugheit verratend ausgeschlagen hätte. Aber da diese nur auf die äußere Maske schauen und das, was sich unter diesem schönen Schein an Schlechtem verbirgt, entweder nicht sehen können oder vor Ehrgeiz und Besitzgier blind nicht sehen wollen, tun sie nichts, was ihrer Wesensart und ihrer Rechthaberei zuwiderläuft, wenn sie so über mich denken. Dass ich jedoch unter Berücksichtigung der Beschaffenheit meines Geistes und meines Körpers, was beides nach dem Rat gerade der weisesten Männer bei zu treffenden Entscheidungen besonders in Rechnung zu stellen ist, dem nachgegangen bin, dem ich noch immer nachgehe – auch wenn es nicht frei von Beschwerlichkeiten und Nachteilen war; freuen sich doch auch die Götter, wenn man ihnen Reverenz erweist, und sind verärgert, wenn man sie nicht beachtet –, beschämt oder verdrießt mich weder sonderlich noch reut es mich sehr. In dieser Hinsicht verdanke ich viel meiner Philosophie, die mir so die Augen geöffnet hat, dass ich diesen falschen Schatten von Glück, um den die meisten Menschen erbittert untereinander kämpfen, als nichts anderes als eine mit argen Mühen verbundene Illusion durchschaue, damit zufrieden bin, ein Dach über dem Kopf und meinen Lebensunterhalt zu haben, und ein gottgefälliges und zugleich unabhängiges Leben für einen großen Gewinn ansehe.

[3] Im Geburtsbild meines Bruders indes – wenngleich auch dieses *sein Verhängnis hat* und nicht wenig aufweist, was man lieber nicht haben möchte – stehen beide Lichter bei königlichen Sternen, indem der Mond den Regulus zu Gast hat und die Sonne jenen zwar äußerst hellen, aber von ihrer Bahn sehr weit entfernten Stern, der von den Arabern Fomalhaut genannt wird. Eine reiche Gattin, und zwar eine Witwe mit hinterlassenen Kindern, beschert Saturn in seinen Dignitäten und Venus in Konjunktion mit dem Glückspunkt, eine führende Stellung im Beruf Merkur in der Himmelsmitte und von Venus, Jupiter und Saturn günstig bestrahlt, weite Reisen die Sonne im neunten Feld, kurze Wege zum Adel der Mond im dritten Feld, Freunde der aufsteigende Mondknoten im elften Feld, Kinder versagt nicht Jupiter im fünften Feld, doch schenkt er eher Töchter als Söhne wegen des weiblichen Zeichens, und einige nimmt auch der absteigende Mondknoten, der zu ihm ungünstigerweise in Konjunktion steht, wieder

weg, zumal noch das Quadrat zur Sonne im neunten und zum Mars im achten Feld hinzukommt, wobei letzterer nicht weit von der Konjunktion mit Saturn entfernt ist. Um abzuwenden, was er anzeigt, muss man Worte mit guter Vorbedeutung sprechen und zu Gott um ein gutes Alter und einen guten Tod beten.



(Dr. Heinrich Wolf, geboren am 3. Februar 1520 um 1:15 Uhr nachts; Tagesregent Venus; Stundenregent Merkur)

### VII. Ereignisse der frühesten Kindheit (1516-1520)

[VII,1] Was nun vor der Geburt meines Bruders mit mir passiert ist, weiß ich nicht oder halte es nicht für erwähnenswert, außer dass unter dem ungesunden Atem meines Großvaters mütterlicherseits, der schwer krank war und mich aus zur falschen Zeit geäußelter Zuneigung immer wieder hätschelte, mein zartes Körperchen nicht wenig gelitten haben soll. Der Geburt meines Bruders sind indes, wie man erzählt, in kurzem Abstand zahlreiche Unglücksfälle sowohl im privaten wie im öffentlichen Bereich teils vorausgegangen, teils gefolgt: ein Aufstand der Münzer, bei dem mein Vater, damals Oettinger Kastner, beinahe ums Leben gekommen wäre, und ein Feldzug des Schwäbischen Bundes nach Franken, auf dem eine Reihe von Burgen des Adels erobert und eingeschert wurden, weil dort Hans Thomas von Absberg Aufnahme gewährt worden war, der Graf Joachim von Oettingen, den Hauptmann dieses Bundes, wegen

irgendwelcher Streitigkeiten aus dem Hinterhalt zwischen Donauwörth und Harburg getötet hatte. An dieser Geschichte sind zwei Dinge bemerkenswert: einmal, dass der Graf, obwohl er durch den Rat der Stadt Donauwörth vor einer Anzahl Reiter, die man in der betreffenden Gegend gesichtet hatte, gewarnt worden war, dessen Angebot, ihm einige Büchenschützen als Geleitschutz mitzugeben, ausschlug, weil es ihm entweder als beschämend für ihn erscheinen mochte, an der Grenze und in Sichtweite seines Territoriums nur mit fremder Unterstützung sicher zu sein, oder weil er etwa glaubte, kein Angehöriger des Adels werde zu einem solchen Treuebruch fähig sein, wider das Herkommen des deutschen Stammes ohne zuvor erklärte Fehde etwas gegen ihn zu unternehmen. Das zweite ist, dass einer seiner Diener den Grafen, als er vom Pferd gestoßen worden war, in seine Arme nahm und ihn mit seinem Körper schützte, bis er zusammen mit seinem Herrn von den Verbrechern ermordet wurde.

[2] Aber zurück zu den privaten Ereignissen. In dieser Zeit wurde meine Mutter unheilbar geisteskrank; sie starb schließlich nach rund 30 Jahren in Kirchheim unter Teck, einem Städtchen im Württembergischen, wo mein Vater für ihre Unterbringung gesorgt hatte; die Pest wütete gegen meinen älteren Bruder und meine Schwestern; der Hausstand meines Vaters fiel auseinander. Und wenig später schien auch für mich wegen eines innerlichen Geschwüres keinerlei Hoffnung mehr zu bestehen, aber durch irgendeinen Trank eines Wundarztes, dem angeblich Splitter vom Horn des Einhorns beigemischt waren, wurde ich geheilt:

*Ja, ich lebe und schleppe mein Leben durch jegliches Schlimme.*

Wenn ich daran denke, wie oft ich diesen Mann für die mir erwiesene Hilfe verwünscht habe, beschämt und verdrießt es mich. Denn dies zeugte von einer undankbaren Gesinnung und war zugleich verbunden mit Missbilligung des göttlichen Ratschlusses. Ich sollte nämlich nicht noch an der Schwelle des Lebens gleich wieder dahingerafft werden, ohne viel Leid erlebt und erfahren zu haben, sondern einer längeren und härteren Prüfung ausgesetzt werden. Aber dennoch dachte ich mehr als tausendmal unter Seufzern und Stöhnen: Wie gut wäre es mir ergangen, wenn ich damals gestorben und meinen Geschwistern Georg und Katharina gefolgt wäre. Gottlos und anmaßend ist eine solche Empfindung, aber gleichwohl menschlich, und zwar in dem Maße, dass irgend jemand gesagt haben soll, es gebe kaum einen, dem nicht in einem längeren Leben etwas Derartiges widerfahre, dass er lieber tot sein möchte als leben. Ebenso lässt Vergil auch seinen Aeneas empfinden:

– – – *O Selige dreifach und vierfach,  
Die vor den Augen der Väter an Trojas ragenden Mauern  
Hatten zu sterben das Glück.*

[3] Als ich mich von der erwähnten Krankheit erholt hatte, verdrehte sich etwas mein linkes Auge, weil ich eine schielende Magd nachmachte, wozu mich Leute aus meiner

häuslichen Umgebung, kein bisschen gescheiter als ich putziges Knäblein, angestiftet hatten, während ich weder von Geburt an einen solchen Sehfehler hatte noch je von epileptischen Anfällen betroffen war. Einige glaubten zu Unrecht, dies sei von mir frei erfunden, wohingegen – mag es auch nebensächlich sein – noch glaubwürdige Zeugen dieses Vorfalls am Leben sind. Es fällt mir jedoch leicht zu glauben, dass meine körperliche Verfassung durch eine geringfügige Einwirkung ins Wanken gebracht werden konnte. Denn das Quadrat von Saturn und Mond schwächte die Sehkraft meines linken Auges und die Opposition von Mond und Merkur verdrehte es, wie ich vermute, sodass zu der Schädigung noch die Entstellung hinzukam. Aber was diesem Auge abging, ersetzte die hervorragende Sehkraft des rechten bis zu meinem 30. Lebensjahr, als es nicht nur um meine Augen, sondern auch um mein Leben beinahe geschehen war, wie an passender Stelle dargelegt werden wird.

#### *VIII. Kinderjahre in Oettingen, Megesheim und Nördlingen (1520-1527)*

[VIII,1] Von da an lebte ich bis zu meinem 11. Lebensjahr teils in meiner Heimatstadt bei Ursula Gall, einer frommen und ehrbaren Witwe – in dieser Zeit war ich viel mit Graf Friedrich von Oettingen zusammen, der mir für den Fall, dass er einmal die Regierung übernehme, große Dinge versprach, aber, wie es so kommt, *die Athener kennen die Megarer nicht mehr* –, teils auf dem nahe der Stadt gelegenen Hof meines Vaters in Megesheim, den er wegen der erfolgreichen Erledigung einer schwierigen Angelegenheit von den Deutschordensherren geschenkt bekommen hatte, teils in Nördlingen bei einem Pfaffen gerade während der Unruhen des Bauernkrieges. <...> nicht ohne Erinnerung an kindliche Dummheit. Denn nicht im geringsten um das Gemeinwesen oder mein eigenes Wohlergehen besorgt, fand ich Gefallen am Anblick der Bewaffneten, und das umso mehr, weil wegen der Gefahr unterrichtsfrei gegeben wurde, und als der Pfaffe gestorben war, von dem ich des öfteren Schläge bekommen hatte, ließ ich meiner Freude freien Lauf, wie wenn ich aus der härtesten Unterdrückung in die heißersehnte Freiheit entlassen worden wäre. Nun war ich aber wegen meines unregelmäßigen Lernens, das die Auflösung des väterlichen Hausstands mit sich gebracht hatte, oder wegen der Unfähigkeit und der Handgreiflichkeiten dieses wahrhaft *prügelfreudigen Orbilius* nicht weit über Lesen und Schreiben in der Muttersprache hinausgekommen. Da wurde ich von meinem Vater gefragt, ob ich lieber Latein lernen oder Schreiber am Hof werden möchte mit der Aussicht auf eine achtbare Stellung – wenn ich einmal das Erwachsenenalter erreicht hätte –, und ich antwortete in meiner Dummheit, ich wolle lieber Latein lernen. Obwohl mich meine Worte vor allem wegen der Strenge des eher Rossknechts als Lehrers sogleich wieder reuten, war ich doch so

standfest, dass ich es für das Schändlichste hielt zu *widerrufen* und glaubte, lieber alles ertragen zu müssen.

[2] Hier kann ich nicht umhin, auf eine lustige Begebenheit einzugehen. Mein Vater hatte gehört, dass Cicero ein Werk ‚De officiis‘ (‚Von den Pflichten‘) verfasst hat; dessen Titel hatte jener Meister seines Faches in seinem Beisein ins Deutsche übersetzt mit ‚Von den Ämtern‘. So nennen wir aber nicht das, was zu tun zur Tugend gereicht, sondern die Stellen eines Amtmanns, Rentmeisters oder Verwalters und andere Dienste für den Adel, zu deren pflichtgemäßer Ausübung allerdings sehr wohl große Klugheit und besondere Tugend, vor allem Uneigennützigkeit, vonnöten ist. Doch mit solchen Dingen gab sich mein Vater, der kein Latein konnte – deutschsprachige Schriften sowohl religiösen wie profanen Inhalts hatte er freilich sehr viele gelesen –, nicht sonderlich ab, da er der Meinung war, ein rechtschaffener Mann werde, wenn er sich von der Natur leiten lasse, sich nach anerkannten Beispielen richte und vor allem mit den Weisungen des christlichen Glaubens vertraut sei, leicht erkennen, was man im Leben anstreben und was man meiden soll. In jenem Buch, dachte er, werde behandelt, wie man seinen Herren zu Diensten zu sein hat, wie Abgaben von den Bauern einzutreiben und wie Abrechnungen zu erstellen sind. Aber als der Lehrer, so gut er eben konnte, die eine und die andere Seite daraus erläutern hatte und meinem Vater klargeworden war, dass es dort um etwas ganz anderes geht, bekam er einen gewaltigen Hass auf die Großtueren und die Albernheiten dieses Menschen und überlegte es sich anders mit mir.

[3] Zu dieser Zeit lebte in Nördlingen ein Mann von hervorragender Redegewandtheit und Bildung, Theobald Gerlacher aus Billigheim, Doktor der Theologie, der nicht nur Predigten vor dem Volk hielt, sondern in seinen freien Stunden auch einige Knaben auf Bitten ihrer Eltern in Griechisch und Latein sowie in Rhetorik und Dialektik sehr erfolgreich unterrichtete. Doch da ich auch vor dessen, wie es hieß, ebenfalls ziemlich strengen Zucht, obgleich sie es vielleicht überhaupt nicht war oder bestimmt maßvoll und auf das Notwendige beschränkt, Angst hatte, sperrte ich mich in der Dummheit meines Alters gegen das, woraus ich den reichsten Nutzen hätte ziehen können.

#### *IX. Schulzeit in Nürnberg (1527-1530)*

[IX,1] Also wurde ich *im zweiten Anlauf* und nicht zu meinem Unglück genau an meinem Geburtstag nach Nürnberg zu Dr. Christoph Gugel (d. J.), einem sehr namhaften Juristen, geschickt und von ihm Sebald Heyden empfohlen, einem Mann von besonderer Klugheit und Gelehrsamkeit und äußerst erfahrenen Lehrer in der Unterweisung junger Schüler. Dies geschah im Jahre 1527. An dessen Unterricht nahm

ich bis zum 1. September 1530 teil und erlernte, so gut ich konnte, die Anfangsgründe der beiden (alten) Sprachen mit einigem Lob für meine Begabung und meinen Fleiß. [2] Nicht lange vor meiner Ankunft in dieser Stadt hatte der hochweise Rat im Egidienkloster ein Gymnasium eröffnet und die gelehrtesten Männer dorthin berufen. Griechisch und Latein sowie Philosophie lehrte damals Joachim Camerarius, die lateinischen Dichter erklärte Helius Eobanus Hessus, Rhetorik nebst eingeschobenen Religionsstunden gab Michael Roting, der als einziger noch heute, so gut er es angesichts der höchst schwierigen Zeitumstände vermag, seine *Sparte* vertritt und sie *hochhält*; in Mathematik unterrichtete Johannes Schöner die Jugend und in Hebräisch Johannes Böschenstein: alles gewissenhafte und außerordentlich gebildete Männer, sodass die Studierenden der ‚Artes‘ und die Liebhaber der drei (alten) Sprachen sich nicht sehr nach einer anderen Universität, zumindest in diesem Bereich der Wissenschaft, sehnten. [3] Zu deren Vorlesungen wurde also zum Schluss auch ich von meinem Lehrer Sebald geschickt, der meiner Begabung zu viel zutraute. Denn seinen eigenen Unterricht, der dem Fassungsvermögen der Schwächeren angepasst war, verstand ich ohne Schwierigkeit. Aber als ich dorthin gekommen war, zu früh vom Alter und noch mehr vom Wissen her – ich hatte nämlich damals erst das 13. Lebensjahr überschritten, während ich in Latein kaum das dritte Jahr begonnen hatte –, erschien mir, gewöhnt an deutsche und nur grammatikalische Erklärungen, was die Theorie der Rhetorik und die Kenntnis der Sachen betraf, alles neu, dunkel und schwierig und bildete mich wenig, da ich noch gänzlich ungebildet und nicht genügend mit den Grundlagen vertraut war. Du wirst sagen: „Warum gabst du das nutzlose Studium nicht wieder auf?“ Hätte ich das aufgeben sollen, wohin mich mein Lehrer geschickt hatte, und mich selbst einer so großen Ehre für nicht würdig erklären? Willst du von einem Knaben, der noch dazu kein bisschen verständig und nach ein klein wenig Ruhm begierig ist, eine solche Klugheit und Mäßigung verlangen, die auch in reiferem Alter nur sehr wenige an den Tag legen? Ich jedenfalls hörte einige Monate lang zu, jedoch so, wie es in dem griechischen Sprichwort heißt: *Es erzählte jemand einem Esel eine Geschichte, der aber bewegte nur die Ohren.*

[4] Aber als es endlich so aussah, als würden mir *die Ohren aufgehen* und etwas von dem, was gelehrt wurde, in meinem Verstand hängenbleiben, und ich Hoffnung auf eine nicht bloß gewöhnliche Bildung geschöpft hatte, da wurde ich durch einen höchst betrüblichen Brief meines Vaters in die Heimat zurückgerufen, die mir damals verhasster war als jedwede Verbannung. Was glaubst du, wie es da in meinem Inneren kochte, wie traurig und trübsinnig meine Gedanken waren und wie groß meine totale Verzweiflung? Denn zum einen war ich von Natur aus ziemlich aufbrausend und zum anderen hatte ich, nachdem ich einen noch so kleinen Vorgeschmack von der Wissenschaft bekommen hatte, die Überzeugung gewonnen, dass, wie Plinius es

ausdrückte, *jede Zeit verloren ist, die nicht dem Studium gewidmet wird*, oder anders gesagt, dass *ein Leben ohne Wissenschaft wie der Tod ist und das Begrabensein zu Lebzeiten*. Daher schrieb ich, ganz anders als es sich für einen Knaben und einen Sohn gehörte, voll Zorn und Empörung meinem Vater zurück, dass mir die Studien Freude machten und ich nicht nur nach meinem eigenen Urteil, sondern auch nach dem meiner Lehrer für eine wissenschaftliche Ausbildung geeignet sei. Wenn er schon meine, mich davon wegreißen zu müssen, solle er mich zu einem Schneider oder einem Schuster in die Lehre geben, seinem Willen müsste ich ohnehin gehorchen. Dieser Brief, kindlicher Unbedachtheit und unangebrachtem Jähzorn entsprungen, ging meinem Vater so nahe, dass er zurückschrieb, wenn der Schlusssatz gefehlt hätte, dass ich seinem Willen gehorchen wolle, hätte er allerdings dafür gesorgt, dass ich zu einem Schuster oder einem Schneider in die Lehre komme. Nun aber werde er so verfahren, dass für meinen Vorteil und mein Ansehen mehr und besser gesorgt werde, als es meiner Dummheit und Unüberlegtheit entspreche. Er fügte hinzu, ich setzte ans Ende meiner Briefe wiederholt die Schlussformel ‚Dein gehorsamer Sohn‘, aber ich sei erst dann folgsam, wenn er seinerseits meinen Wünschen nachgebe.

#### *X. Schreiber auf der Harburg (1530-1535)*

[X,1] Ich kehrte zu meinem Vater zurück, dem nunmehr die Zeit selbst, denn drei Monate waren inzwischen vergangen, wie auch der Anblick seines lange nicht gesehenen Sohnes allen Zorn genommen hatte. Hinzu kam die Empfehlung meines Lehrers und das Urteil einiger nicht ungebildeter Männer in der Heimat, die meine lateinischen Aufsätzchen mit Gefallen gelesen hatten. Ich wurde nicht nur herzlich, sondern auch voll Anerkennung empfangen, meine Sehnsucht nach den Studien wurde durch Versprechungen und durch lobende Worte über mein Wissen und meine Begabung gemildert. Man sagte mir, ich würde auch am Hofe des Grafen Karl Wolfgang von Oettingen einige freie Zeit zum Lernen haben und durch das Entgegenkommen des Kanzlers Christoph Gugel (d. Ä.), eines ausgezeichneten Juristen und allseitig gebildeten und höchst freundlichen alten Mannes, auch die Gelegenheit dazu erhalten. Außerdem bekam ich noch einige Geldstücke, um mit meinen Kameraden trinken zu können: Ich solle nur meine Arbeit tun, dann werde es mir am Geld nicht fehlen. Man machte mir auch Hoffnung, eines Tages an die Schule zurückkehren zu dürfen, von der mich mein Vater weniger deswegen genommen hatte, weil er es leid gewesen wäre, die Kosten dafür zu tragen – wenngleich er vielleicht auch dadurch beeinflusst wurde; er bediente sich nämlich nicht dieser Kunst, mit deren Hilfe heutzutage die meisten Verwalter und Rentmeister in wenigen Jahren so hohe Einkünfte

erzielen, wie damals das Vermögen von jemand war, der als wohlhabend galt –, als vielmehr deshalb, weil er der Ansicht war, meine recht trübsinnige und ernste Natur, die das Alleinsein mehr liebte als die Geselligkeit, solle sich durch das heitere Treiben bei Hofe entspannen und mein mit einer gewissen Hartnäckigkeit gepaarter Jähzorn durch die Gewöhnung an Spötteleien und auch Handgreiflichkeiten abgeschwächt und gezügelt werden. [2] Und er täuschte sich keineswegs in seiner Erwartung. Denn während ich früher so gesonnen war, dass ich mich, in der Meinung, ein Unrecht weder selbst jemand zufügen noch von jemand hinnehmen zu sollen, auch für geringfügige Beleidigungen, wenn es mit der Hand nicht möglich war, mit wütenden Beschimpfungen revanchierte, brachen mich die Schelte und die Schläge der Ritter und der adligen jungen Leute zwar nur mühsam, aber schließlich doch, sodass ich friedlicher als ein Lamm wurde und vieles mit Gelassenheit ertrug und tat – anders ging es nämlich nicht –, was ich noch vor kurzem für unmöglich zu ertragen oder zu tun erachtet hätte. *Denn die Leiden waren meine Lehrer geworden.* Andernfalls hätten weder meine Haare für die Hände noch mein Rücken und meine Wangen für die Fäuste dieser *Kentauren* ausgereicht.

[3] Der Kanzler selbst freilich und gerade die klügsten unter den Leuten am Hofe schätzten mich wegen meiner Bescheidenheit, Aufrichtigkeit, Beflissenheit und meines Eifers, allen zu Diensten zu sein, die nach meiner Hilfe verlangten. Jedoch blieb für meine Studien tagsüber zu wenig Gelegenheit, da sich die Kanzlei nicht auf der Harburg befand, wo ich die Nacht und nach getaner Arbeit als Schreiber auch den Rest des Tages verbrachte, sondern im Hause des Kanzlers in der unterhalb gelegenen Stadt. [4] Mein Kollege aber, der sich wegen seines Vorrangs aufgrund seiner Dienstzeit und seines Alters eher wie ein Vorgesetzter als wie ein Kollege benahm, ein mehr dem Bacchus und der Venus als der Wissenschaft zugetaner junger Mann, außerdem ein Anhänger der Magie und der Kräuterheilkunde, ließ alle möglichen Leute lieber in das für die Schreiber bestimmte Zimmer auf der Burg als mich. Wenn ich daher in dem beheizbaren allgemeinen Aufenthaltsraum eine Feder zum Schreiben oder ein Buch zum Lesen in die Hand nahm – mein Gott, was für Pfiffe, Witze, und Sticheleien folgten da und welcher Hagel von Knochen und Schuhen, sodass ich fast eher wieder aufzuhören gezwungen war, als ich begonnen hatte. Das war für mich so schlimm, dass ich keine Freude mehr am Leben hatte. Aber ich beklagte mich weder bei meinem Vater noch bei meinem Dienstherrn, gewohnt, was an meinem Inneren nagte, lieber Gott als den Menschen mitzuteilen. Dennoch konnte ich nicht gänzlich von den Büchern lassen. Wenn es also die Jahres- und die Tageszeit zuließ, begab ich mich auf den nächsten Berg oder in einen nicht weit entfernten Wald und ging dort umherwandelnd oder wie jener Tityrus bei Vergil *unter ragender Buche Schutzdach gelagert* das eine oder andere Stündchen meinem Vergnügen nach.

[5] Ich besaß indes damals eine Bibliothek, die nach meinem Empfinden – hatte ich doch noch keine andere gesehen – gar nicht schlecht ausgestattet war: mehrere kleinere Werke des Desiderius Erasmus von Rotterdam, von Philipp Melanchthon, Juan Luis Vives, dessen ‚Einführung in die Weisheit‘ – auch wenn es mich schmerzt, nicht im geringsten weise zu sein – mir höchst nützlich war, sowie von neueren Theologen, ferner eine griechisch-lateinische Fabelsammlung nebst Terenz, Vergil und einigen anderen Dichtern, die ich mir in Nürnberg von meinem eigenen Geld, das ich mir *vom Munde absparen* musste, angeschafft hatte; und ich vergrößerte meine Sammlung stetig durch den Zukauf weiterer Bücher, indem ich auf gesellige Runden und feine Kleidung verzichtete, in der Meinung, ich sei fein genug, wenn ich nur erlesene Bücher hätte. Ich las zwar viel, aber verstand nur wenig, weil ich ein Lexikon, in dem ich etwas hätte nachschlagen können, nicht besaß, ja nicht einmal wusste, was ein Lexikon ist und ob es dergleichen überhaupt auf der Welt gibt.

[6] Der Kanzler indes, mochte er auch als ein hervorragender Jurist und beachtlicher Philosoph wie als ein ausgezeichnete Redner gelten, war gleichwohl – wie es die damaligen Zeiten mit sich brachten – weniger bewandert auf dem Gebiet der Wissenschaft, das mir am meisten Freude machte, der Dichtung und der griechischen Sprache. Und weil er überdies meinte, ich sei begabt, und sah, dass ich über einen außergewöhnlichen Arbeitseifer verfügte, ermahnte er mich oftmals, diesen poetischen Kram sein zu lassen, der nicht zur Schaffung von Wohlstand, sondern nur zur Vergrößerung der Bedürftigkeit beitrage, und mich auf das Studium der Jurisprudenz zu verlegen, wodurch ich sowohl dem Gemeinwesen zu Diensten sein als auch meine eigenen Interessen wahrnehmen könne. Vielleicht hatte er auch die Absicht, mich zu seinem Schwiegersohn zu machen und in mir einen Nachfolger für sein Amt zu hinterlassen, der den Willen und das Können mitbrächte, für die gemeinsame Heimat verdienstvoll zu wirken. Deshalb erklärte mir der rechtschaffene und mir überaus zugetane alte Herr in seiner freien Zeit die ‚Institutiones‘ Justinians, die ich von jemand in einer kommentierten Ausgabe geschenkt bekommen hatte. Und die Genauigkeit der Erklärer, die kein Wörtchen ungeprüft ließen, sagte mir sehr zu. Aber in gleicher Weise missfiel mir die barbarische Ausdrucksweise. Da ich außerdem die Leute sagen hörte, die Juristen seien eher Götzendiener der Habsucht und des Unrechts als Priester der Gerechtigkeit, verabscheute ich auch aus Gewissensgründen dieses Gebiet der Wissenschaft, ohne mir freilich bewusst zu sein, dass man von ein und derselben Sache guten wie schlechten Gebrauch machen kann, und guten umso mehr, je besser und vorzüglicher die Sache an sich ist. Was aber ist nach der christlichen Theologie besser und vorzüglicher als die Auslegung und Verwaltung der Gerechtigkeit?

[7] Als nun jener aufrechte und über außergewöhnliche Klugheit verfügende Mann meine Verbohrtheit erkannt hatte, gab er es auf, *mit sich sträubenden Hunden jagen zu*

wollen, und sagte mir das voraus, was ich zu meinem Übel, während ich dieses Leben eines Schulmeisters führe, über eine Reihe von Jahren hinweg erfahren habe. Es ist nämlich das der verdiente Lohn der Dummheit, dass der, der weder selber Verstand besitzt noch auf Klügere hört, von seinen eigenen Entscheidungen zehren muss. Aber was sind deren Früchte? Entbehrung, Verachtung, späte Reue. Indes schreibe ich das nicht, als würden mich die Lebensumstände, in denen ich mich jetzt befinde, reuen. Denn ich danke Gott und dem Magistrat dieser weitberühmten Stadt, der es so für mich eingerichtet hat, dass ich weder von Arbeit erdrückt werde noch mir etwas Notwendiges abgeht, zumal ich *ohne Frau und ohne Kind* bin, worin fast schon mein ganzes Glück besteht, um das mich niemand beneidet, außer es wäre derjenige vollkommen von Sinnen und grenzenlos in seinem Neid. Aber wieviel ich durchgemacht habe, bevor ich hierher gekommen bin, und wieviel Mühsal ich auch hier ertragen habe, möge der, der es nicht wird glauben wollen, selber erfahren. [8] Wenn ich jedoch auf meinen Vater und auf meinen zweiten Vater, den Kanzler, gehört hätte, hätte es mir just an der Schwelle des Jugendalters weder an Gelegenheiten zu einer achtbaren Heirat noch zur Verbesserung meines Ranges und meines Vermögens gefehlt. Jetzt aber brauche ich sehr den Rückhalt der Philosophie, um die Beschwerlichkeiten des Alleinseins auszuhalten und die Verachtung und Zurücksetzung meiner Person gegenüber solchen, die nicht den zehnten Teil an Arbeit für die Wissenschaft aufgewendet haben, ruhig und gelassen hinzunehmen. Das erwähne ich deswegen, um die jungen Leute zu ermahnen, die Ratschläge rechtschaffener und kluger alter Männer über ihre eigenen Begehrlichkeiten zu stellen, sie, die, wie der Komödiendichter sehr zutreffend schrieb, *große Wünsche hegen* und *nicht auf lange Sicht planen*. Und ich schätze keine Tugend eines jungen Mannes höher ein als den Mahnungen derer zu gehorchen, die ein langes Leben und vielfältige Erfahrung weise gemacht hat. Aber das ist *außerhalb der Bahn*, wie man sagt.

[9] Ich komme also zu meiner Bibliothek zurück, die mir, da ihr unbedingt notwendige Bücher fehlten, nicht gerade viel nutzte und mehr zur Minderung der Beschwerden und zu einer gewissen Unterhaltung beitrug als zur Vermehrung meines Wissens. Wenn mir jedoch die besten Bücher über die Methode der Studien alle zur Verfügung gestanden hätten und so viele so umfangreiche Lexika, wie sie in der Schule hier in Augsburg jetzt auch die Bedürftigsten benutzen und davon profitieren können, wie glücklich hätte ich mich da geschätzt! Ja, ich hätte das bisschen von meinem Vater Geerbe bewahren und sowohl wissenschaftliche Studien betreiben als auch Geld verdienen können, mit *stummen Lehrern* zufrieden. Ich tat indes, was ich konnte, oder mühte mich vielmehr ab, mich zwar eifrig bewegend, aber nur wenig vorwärtskommend. Ich gewann die Wachen, dass sie mich jeden Tag in der Frühe vor der vierten Stunde weckten, ich gewann die Köche, dass sie mir die Möglichkeit gaben,

eine Kerze anzuzünden – denn die Werkzeuge zum Feuerschlagen kannte ich nicht –, und während die *Kentauren* teils noch schliefen, teils mit der Stallarbeit beschäftigt waren, las ich bis etwa zur sechsten Stunde ohne Störenfriede und zur Winterzeit nicht im mindesten schwitzend in dem kalten Aufenthaltsraum. [10] Ich schrieb auch Verse – so es den Göttern gefällt –, Deklamationen und Dialoge, obwohl ich, so wahr mir Gott helfe, was das ist, überhaupt nicht wusste, allein durch Nachahmung und indem ich mir Rhythmus und Klang der Verse gemerkt hatte. Alle Silben hatten für mich beliebige Quantität, alle Ausdrucksweisen waren zulässig und an Sachen wie Personen war passend, was mir in den Sinn oder besser *in die Backe kam*. Mein rhetorisches Rüstzeug indes bestand aus einer irgendwie zusammengestellten Sammlung deutscher Schriftstücke, an denen ich geschult wurde, sowie aus den Lehrsätzchen Hegendorffs, die ich gelernt hatte. Wen hättest du dort Vergil rezitieren, wen über Lukian disputieren, wen Cicero oder Demosthenes deklamieren gehört? Und dennoch: Wenn ich bisweilen ein paar von diesen Papieren, von denen die meisten, wie sie es verdienten, verlorengegangen sind, nun nach fast 40 Jahren anschau, muss ich mich, nicht ohne zu lachen, darüber wundern, dass so etwas einem, der keinerlei Unterweisung in den Regeln erhalten hatte, in den Sinn kommen konnte und eine Anzahl Verse metrisch richtig sind, als ich den Psalter Davids, natürlich im epischen Versmaß, zu übersetzen unternommen hatte.

[11] Es lebte im Vorhof der Burg ein nicht ungelehrter und sehr freundlicher alter Herr, Johannes Kaiser, Pfarrer der unterhalb gelegenen Stadt und Vater vieler Söhne, die mittlerweile alle an verschiedenen Orten das Evangelium verkündigen. Da dieser aufgrund der einen oder anderen Begegnung glaubte, dass es mir, der ich für ihn fließend Latein sprach und kluge Antworten zu geben schien, für mein Alter weder an Begabung noch an Kenntnissen fehle, bat er mich, seinen Söhnen den Terenz vorzutragen. Er bekam leicht meine Zusage; meinem Lehrer Sebald (Heyden) folgend erklärte ich die lateinischen Wörter durch möglichst treffende deutsche, schrieb Redewendungen heraus, stellte die Aufgabe, ähnliche zu bilden, und legte kurze deutsche Briefe vor, die ins Lateinische zu übersetzen waren: ein hausgemachter und frischgebackener Lehrer, und dennoch *war ich als Einäugiger unter den Blinden König*, bis meine Zuhörer – von denen ein paar mit mir fast Gleichaltrige sich meine Zurechtweisungen nicht ohne Weiteres gefallen lassen wollten – von ihrem Vater anderswohin geschickt wurden.

[12] Während ich auf diese Weise mehr als drei Jahre zubrachte, hatte ich niemals Ruhe vor den *Kentauren*, die mich wegen meines Ernstes und meiner ständigen geistigen Anspannung, die für meine Studien freilich notwendig war, aber den dummen Kerlen, die kaum, wie der Satirendichter sagt, *wussten, was zwischen dem Bauch und dem Kopf für ein Unterschied sein mag*, allzu groß erschien, bei jedem Mittag- und jedem

Abendessen, da sie es zu anderer Zeit nicht konnten, als einen Spinner und Narren verspotteten. Weil es mich beschämte und verdross, zumal als meine Statur stattlicher wurde, deswegen so lange lächerlich und verhasst zu sein, fasste ich schließlich den Entschluss, meine Bücher in eine Kiste einzusperren und ein Höfling zu werden. Ich hatte einige Goldgulden zusammengespart, die ich von meinem Vater geschenkt bekommen hatte. Ich ging nach Nördlingen, um mir einen Degen, ein verziertes Käppchen, Strumpfbänder und irgendwelche anderen Kinkerlitzchen zu kaufen, welche die Freude und der Stolz der höfischen Jugend sind. [13] Doch was passierte? Ich kam nicht *nach dem Fest*, aber nach der Messe, die auswärtigen Kaufleute waren schon abgezogen, und als ich das, was ich haben wollte, nicht ausgestellt sah, traute ich mich nicht in die Läden zu gehen und zu fragen. Ich war nämlich von Natur aus so ängstlich oder schüchtern, dass ich auch um Achtbares und Berechtigtes oder zumindest, was von niemandem missbilligt werden konnte, nur bekannte und vertraute Personen zu bitten wagte, und ich, wenn etwas Unanständiges gesagt oder getan wurde, mehr errötete, als es jetzt die meisten jungen Mädchen tun. Wie diese Schamhaftigkeit mir viel nutzte, um gegen Unanständiges gefeit zu sein, so stand sie auch in vielen Fällen meinem Vorteil im Weg und brachte mich ohne Schuld in manch schlimme Lage. Auf dem Rückweg vom Messplatz ging ich an der St. Georgskirche vorbei, um schlecht oder besser unverrichteter Dinge nach Hause zurückzukehren. Dort erblickte ich rein zufällig einen Buchhändler, der unlängst aus Frankfurt bezogene Bücher ausgestellt hatte. Ich sah einen Valerius Maximus, ein griechisch-lateinisches Lexikon im Oktavformat, herausgegeben von Gisbert Longolius, das bei mir über mehrere Jahre hinweg in der griechischen Sprache die Stelle eines Lehrers ersetzte, sowie einige kleinere poetische und rhetorische Werke, ich kaufte, kehrte nach Hause zurück und versöhnte mich im gleichen Zug auch wieder mit meinen Musen.

[14] Da wegen der geschilderten Beschwerne, Handgreiflichkeiten und Missfallensbekundungen keine Gelegenheit und nur ganz geringe Hoffnung bestand, letzteren am Hofe dienen zu können, dachte ich Tag und Nacht an die Rückkehr auf die Schule; und doch ging mein Wunsch nicht eher in Erfüllung, bis ich mir eine Krankheit zugezogen hatte, die mir von Venus, wie ich annehme – wir dürfen nämlich nicht die beschuldigen, die wir einer Schuld nicht überführen können –, aus Unmut geschickt worden war, da sie sah, dass sie im Vergleich zu Merkur von mir vernachlässigt wurde, eine Krankheit, unschicklich auszusprechen und höchst unangenehm zu ertragen, Spermatorrhöe nennen sie die *Jünger der Medizin*. Dieses Leiden befiel mich plötzlich im Jahre 1534 so um den 7. Mai – falls ich mich recht erinnere – zur Nachmittagszeit, als ich gerade mit der Abfassung einer Deklamation über irgendein Thema beschäftigt war, und zwar mit solcher Macht, dass *sich Himmel und Erde zu vereinen* schienen. Dies geschah freilich keineswegs und wird auch nicht geschehen; was aber passierte, ist Folgendes: Während

ich durch meine Schüchternheit gehemmt dieses Leiden nach Kräften verheimlichte – war doch an meiner Magerkeit und ungewohnten Blässe deutlich genug zu erkennen, dass ich von einer verborgenen Krankheit geplagt wurde – und mich mit irgendwelchen Medikamenten, die ich in einem Büchlein gelesen hatte, laienhaft und erfolglos behandelte, wurden die Kräfte meines Körpers wie meines Geistes äußerst geschwächt und mein Gemüt von einer schlimmen Beschwernis bedrückt, und das über volle sieben Jahre hinweg. [15] Im letzten Jahr wurde mein Leiden so stark, dass es mir den Schlaf raubte und mich der Auszehrung preiszugeben schien. Und es liegt der Verdacht nahe, dass ich auch in dem genannten siebten Jahr den Zorn irgendeiner Venus gespürt habe; denn unfreundlich begegnet die Göttin, wenn sie liebt, denen, die keine Gegenliebe hegen. Zum Spaß beklagt sich bei Plautus der Soldat, es sei *ein übermäßiges Unglück, ein übermäßig schöner Mann zu sein*. Aber mich konnte nicht einmal meine Hässlichkeit, Magerkeit, Schwächlichkeit und Unbeholfenheit sowie das bestmögliche Meiden jeglicher Gelegenheiten und die fortwährende Beschäftigung mit der Wissenschaft vor diesem Unglück bewahren. So sehr ist wahr, was man bei uns sagt, dass *in die Kirche mehr Liebe als Schöne gehen*. Als nunmehr jedoch die Notwendigkeit über die Scham siegte, wandte ich mich an den Nördlinger Arzt Johannes Widemann, auch Formularius genannt, einen gebildeten und sehr freundlichen Mann. Dieser schimpfte zunächst über meine dumme Schüchternheit, indem er sagte, dass sich selbst junge Mädchen wegen viel heiklerer Krankheiten ohne Hemmungen an ihn wendeten, und behandelte mich dann mit Medikamenten, die mir zwar eine gewisse Erleichterung brachten; doch wurde mein Leiden nicht eher ganz vertrieben, bis mich im Jahre 1541 mein Bruder in Tübingen auf Anraten des Leonhard Coturninus anwies, ins Wildbad zu gehen, dessen Wasser mir damals wie auch später noch öfters Heilung verschaffte. Hier wäre der richtige Ort, die jungen Leute an die zweierlei Scham zu erinnern, über die in großartiger Weise der Hippolytos des Euripides, dessen Schicksal ich einmal nur knapp entging, philosophiert, besäßen nicht die meisten jungen Männer und selbst die Mädchen nur noch sehr wenig Scham. Aber weil dies spätere Ereignisse sind, kehre ich zum Gang der Erzählung zurück.

[16] Auch wenn auf der Harburg die Verpflegung üppig war und gerade die Rechtschaffensten mich liebgewonnen hatten, gab ich dennoch nicht eher Ruhe, bis ich bei meinem Vater durchgesetzt hatte, dass er versprach, auf ein bis zwei Jahre die Kosten für mein Studium zu tragen. Ich war nämlich davon überzeugt, dass ich, wenn ich erst einmal bescheidene Fundamente in den beiden (alten) Sprachen und der Philosophie gelegt hätte, mir das Restliche, das dem Erreichen meines Zieles diene, durch privaten Fleiß und stetige Sorgfalt leicht würde aneignen können.

## *XI. Studium in Tübingen (1535-1536)*

[XI,1] Dieser Wunsch wurde mir im Jahre 1535 um den 1. März erfüllt, und ich kehrte nach Nürnberg mehr als vier Jahre, nachdem ich die Schule verlassen hatte, zu meinem alten Lehrer Sebald Heyden zurück, von den feinen Speisen und jeder Menge Wein am Hofe zu der einfachen Kost und dem Wassertrinken an der Schule, obwohl dies meinem empfindlichen Magen wenig zuträglich war. Denn ich beehrte mehr nach geistigen Genüssen als nach Gaumenfreuden und schämte mich nicht, obgleich größer als die Lehrer, unter den Knaben sitzend, was mir entfallen war, zu wiederholen und das, was ich bei meinem kindlichen Kenntnisstand noch nicht wusste, dazulernen. Wo gibt es heute noch jemand, der sich nicht weigern würde, das zu tun? Zudem dachte ich in meiner Einfalt, ich würde dort das Egidiengymnasium noch in demselben Zustand vorfinden, wie ich es bei meinem Weggang verlassen hatte. Aber was passierte? Als ich dorthin zurückgekehrt war, war Eobanus Hessus wegen der stark gestiegenen Preise oder der geringen Zahl an Hörern weggegangen, Johannes Böschenstein, der Hebraist, war fort, Joachim Camerarius bereite seine Abreise vor, übrig waren noch Schöner, der Mathematiker, aber gesundheitlich beeinträchtigt, und Roting, der Rhetorikprofessor. Wie sehr mich indes damals meine Unüberlegtheit reute, weil ich mich nicht nach allem vorher genau erkundigt hatte, wozu soll ich das erwähnen?

[2] Ich bezahlte also meinen Irrtum damit, dass ich mich unter höheren Kosten und größeren Beschwerlichkeiten nach Tübingen begeben musste, wohin Camerarius vorausgegangen war, den ich vor allem zu hören beehrte – gründete er doch den Unterricht in der griechischen und der lateinischen Sprache sozusagen auf feste Fundamente und sah nichts als gering an, ohne das Große nicht Bestand haben könne – . Und in dem Punkt wurde ich gewiss nicht enttäuscht, dass ich einem in den beiden (alten) Sprachen ungemein bewanderten und über höchste Urteilsfähigkeit auf jedem Gebiet der Wissenschaft verfügenden Mann folgte. Aber darin handelte ich dumm oder vielmehr zu meinem Schaden, dass ich ihn wegen der richtigen Anlage meines Studiums nicht zu Rate zog, gehindert durch meine alberne Schüchternheit. Denn obwohl ich in den beiden (alten) Sprachen nicht genügend Grammatikkenntnisse besaß und mehr dank einer gewissen Fruchtbarkeit meiner Begabung als aufgrund sicheren Wissens, so gut es eben ging, lateinisch und griechisch radebrechte, hörte ich, freilich mit geringem Ertrag für mich – denn dies überstieg mein Fassungsvermögen –, nicht nur die Interpretationen von Dichtern und Rednern, sondern auch Dialektiker, Mathematiker und Philosophen, deswegen, weil einige Kameraden, kein bisschen klüger als ich, mich überzeugt hatten, es unbedingt so machen zu müssen.

[3] Man hatte nämlich noch nicht das Verfahren eingeführt – das, wie ich höre, jetzt als eine in der Tat vortreffliche Einrichtung mit großem Ertrag für die Lernenden befolgt

wird –, dass nach der Prüfung der Begabung und des Wissensstandes der ganz Jungen einem jeden ein Privatlehrer zugeteilt oder ihm vorgeschrieben wurde, welche Vorlesungen er zu hören hatte. Nur jener barbarische Brauch bestand auch schon damals, dass gerade die Blödesten und Dreistesten den Neuankömmlingen auf jegliche gemeine Weise mit Schelte und mit Schlägen zusetzen durften. ‚Deposition‘ heißt das, was eine anständige Beurteilung von Begabung und Wesensart unter Hinzuziehung von gebildeten Männern reifen Alters statt hemmungsloser junger Burschen hätte sein sollen. Erwähnen muss ich hier auch meine falsche Vorstellung von einer besonderen Bildung derer, die sich an einer Universität befinden, während ich damals bei sehr wenigen gerade einmal eine durchschnittliche ausmachen konnte, und unter denen, die über mich und die anderen Neulinge, wie es Brauch ist, Grimassen schnitten und uns schlugen, waren etliche, die mit aller Mühe gerade drei oder vier Wörter ohne Schnitzer von sich zu geben vermochten. Da dachte ich mir: Das ist also deine *attische Beredsamkeit!* Herrje, *um welche Hoffnung bin ich ärmer!* Es haben beileibe auch die Universitäten ihre *Antronischen Esel*, und zwar solche, die gern ausschlagen und noch eingebildeter sind als die, welche *das Kultbild der Isis tragen*.

[4] Aber ich komme zu meinen Lehrveranstaltungen zurück. Über das Organon des Aristoteles im griechischen Originaltext las Guillaume Bigot aus Frankreich, über die Dialektik des Johannes Caesarius Gebhard Brastberger und über die Geometrie des Euklid Johannes Hildebrand. Jedoch war das alles für mich so sonderbar und dunkel, als wenn ich Fremde aus der Neuen Welt in ihrer Sprache hätte reden hören. Jakob Schegk indes erklärte die griechischen Dialoge Lukians, Joachim Camerarius die Tragödien des Sophokles, Johannes Benignus den Quintilian und Michael Vay den Sallust; wenn ich diese hörte, war ich mit meinen Fortschritten sehr wohl zufrieden. Nicht allzu viel später begab sich Sebald Havenreuter mit Nürnberger Schülern ins Tübinger Kolleg; neben den sonstigen Gefälligkeiten, die er mir angedeihen ließ, hätten auch seine Privatvorlesungen mir noch mehr von Nutzen sein können, wenn ich mit ihnen etwas Rechtes anzufangen vermocht hätte. Da aber seine Schüler einen ‚Calepinus‘ hatten, dem griechische Erklärungen beigegeben waren, eiferten wir im Schreiben von griechischen Briefchen und Verslein untereinander um die Wette, wozu wir die Wörtchen von hier und dort zusammensuchten. Weil nun Camerarius aus Krankheitsgründen ziemlich selten Vorlesungen hielt, übersetzte ich aus Ungeduld über die Verzögerung, was von ihm angefangen worden war, unter Beachtung seiner Interpretationsmethode und Verwendung eines Lexikons selber und kam mir bei dieser Art des Studierens besonders glücklich vor.

[5] Jedoch nagte an meinem Inneren ständig die Kürze der von meinem Vater im voraus gesetzten Frist, der sich im Vertrauen auf die Versprechungen von Freunden entschieden hatte, mich nach Ablauf von zwei Jahren an den Hof des Königs Ferdinand

zu schicken. Als sich daher eine Gelegenheit bot, durch die ich diese Frist ohne zusätzliche Kosten zu verdoppeln hoffte, nahm ich eine schäbige Stellung als gemeiner Diener – mag auch ein sehr berühmter Mann ohne Bedenken ausgesprochen haben, dass Fürsten, Päpste und Könige, sofern sie ihre Pflicht erfüllten, nichts anderes als gemeine Diener seien – fröhlich und freudig an, worüber sich mein Vater, wenn er davon erfahren hätte, äußerst empört hätte und heutzutage die meisten Bettelstudenten, faul und hochnäsiger wie sie sind, nur Verachtung zeigen würden. Da diese weder sparsam leben noch etwas verdienen und auch nicht standhaft sein wollen, sondern fordern und verlangen, dass ihnen alles wie *durch einen Zauberstab ohne Staub und ohne Schweiß* zur Verfügung gestellt wird, und meinen, in der Aufwendigkeit ihrer Kleidung und der Köstlichkeit ihrer Speisen mit den Patriziern und Adligen konkurrieren zu müssen, befürchte ich, dass es in absehbarer Zeit dazu kommen wird, dass ihre Gönner die Kosten ebenso wie die Unverschämtheit und Faulheit satthaben und zu der Meinung gelangen, dieses Geld lieber für jedweden anderen Zweck verwenden zu sollen, zumal kaum jeder zehnte von ihnen sich so verhält, dass von ihm die Schulen, die Kirche oder der Staat einen Nutzen haben kann. Ich erinnere mich, dass einer aus diesem Haufen einmal, als ich ihm erzählte, welche Strapazen ich als junger Mann aus Liebe zu den Studien durchgestanden habe, wie ich die meisten Reisen zu Fuß, ohne Kenntnis des Weges und ohne Begleitung öfter im Winter als im Sommer bewältigt habe und dass ich in Tübingen nur, wenn das Brunnenwasser wegen der Regenfälle zu trüb floss, Wein getrunken habe, mir trotzig zur Antwort gab, ob ich denn der Ansicht sei, dass alle anderen dieselbe Glücklosigkeit, Duldsamkeit und Anspruchslosigkeit haben müssten wie ich. [6] Aber was brauchst du dich wundern, wenn junge Leute jenen Ausspruch des Satirendichters nicht sonderlich beherzigen:

*Leicht nicht werden emporkommen die, deren Können behindern  
Dürftige Mittel daheim,*

da ich auch bärtigen Philosophen – um nicht zu sagen Barbaren – begegnet bin, die mich aus dem genannten Grund verachteten, weswegen mir, sofern ich kein Lob verdiente, jedenfalls keine Vorwürfe gemacht werden durften. Denn falls ich dies aus materieller Not tat – indes musste ich nie auf das Notwendige verzichten noch bat ich jemand je um ein Almosen, und wenn ich ganz besonders arm war, besaß ich immer noch ein Vermögen von über 400 Gulden; die Mittel für das Studium fehlten mir freilich des öfteren –, was ist das für eine Philosophie, die den verachtet, der mit ehrbarer Arbeit seinen Lebensunterhalt bestreitet nach dem bekannten Vorbild des Kleanthes, den seine hochnäsigen Mitschüler voll Spott einen Esel und Wasserschöpfer nannten? Sokratisch ist sie sicher nicht, nicht platonisch, nicht aristotelisch, nicht zenonisch und nicht karneadeisch, christlich aber noch viel weniger. Bei Rednern, die einander niedermachen, und bei Komödien- und Satirendichtern ist es zwar gang und

gäbe, denen ihre ärmliche Jugend und elende Geburt vorzuhalten, die mit ihrem Geld um sich werfen oder in ihrer Macht überheblich geworden sind. Aber jemand, der völlig bescheiden lebt und sich über niemand erhaben dünkt, sodass er lieber auch allen Unwürdigen seine Ehrerbietung bekundet, auf diese Weise beschuldigen, das kann – um mich ganz zurückhaltend auszudrücken – nur ein großer Nichtsnutz tun. [7] Falls mir jedoch aus einem überaus achtbaren Grund die dummen Meinungen der Leute weniger als die höchst würdige Autorität weiser Männer galten, sollte ich wegen meines richtigen Urteils und der Beständigkeit meines Sinnes vielleicht eher gelobt als beschimpft werden. Ich frage nämlich diese Seligen und Halbgötter, ob es achtbarer ist, den Aufenthaltsraum zu heizen oder vor schmutzigen Lüsten zu glühen, Wasser und Holz in die Küche zu tragen oder vollgestopft mit Essen noch Wein in sich hineinzuschütten, Teller und Schüsseln abzuspülen oder mit Erbrochenem den Schlafraum zu beschmutzen, die Betten zu machen oder hinter fremden Betten her zu sein, jungen Studenten behilflich zu sein oder hochnäsiger an ihnen seinen Spott auszulassen, das Tor zu schließen und zu öffnen oder die Zeiten für Ausgang und Rückkehr nicht zu beachten, in die Bücher vertieft bis weit in die Nacht hinein zu arbeiten oder rauflostig wie ein Messerheld durch die Straßen zu streifen und mit *Stentorgeschrei* den Schlaf der Bürger zu stören, im frühen Aufstehen die schon vor Tagesanbruch tätigen Handwerker noch zu überflügeln oder als *der Erde unnützer Ballast, zum Verzehr ihrer Früchte geboren, bis Mittag zu schlafen*, den Fußboden zu kehren oder selber *Abschaum und Abfall* der Universität zu sein? Und dass ich das jeweils zuerst Genannte alles geflissentlich getan habe, versichere ich, wie auch, dass mir dieses karge Leben lieber war als die üppigen Speisen der Fugger, die ich über volle elf Jahre hinweg im Kreise von Baronen und Grafen in mit Seide bezogenen Sesseln und mit prächtigstem Beiwerk genießen durfte, wobei junge Adlige, wenn ich Platz nahm, mich bedienten; diejenigen, die das jeweils als zweites Genannte treiben, das sind natürlich die ehrenwertesten Bengelchen und die vortrefflichen Keimzellen, Stützen und Zierden von Kirche und Staat; ich aber, der ich *Arbeit für keinerlei Schande*, Nichtstun dagegen für eine große Schande halte, bin wegen meiner Mäßigkeit und Bescheidenheit wie die Megarer *weder der dritte noch der vierte noch der zwölfte, weder von Namen noch von Rang*. Ich für mein Teil wundere mich, dass diese Leute nicht auch die Söhne fürstlicher Herren auslachen und die Halsketten und Seidengewänder tragenden Ärzte, die gar jeden Dreck aus den päpstlichen, kaiserlichen und königlichen Schlafzimmern wegschaffen. Aber diesen Streit werden die späteren Generationen richtiger entscheiden, deren gerechteres Urteil mir Trost gibt.

[8] Derweil kehre ich zu meiner Tätigkeit zurück; während ich dabei Jakob Schegk, dem Rektor des Kollegs, das gemeinhin ‚Burse‘ heißt, zu Diensten war, konnte Johannes Scheubel, den sehr viele als den Euklid unserer Zeit bezeichnen, jenen dafür

gewinnen, uns den ‚Euagoras‘ des Isokrates zu erklären, was mir – wie ich an anderer Stelle geschrieben habe – den ersten Anstoß gab, diesen Autor zu bewundern, zu lesen, zu übersetzen und schließlich mehrfach herauszugeben. Mir war ein Schlafräum zugewiesen worden, in dem es, wie man sagt, spukte. Weil ich das nicht wusste, kümmerte es mich auch nicht. Aber als ich einige Zeit später bei Gelegenheit in ein bequemes Zimmer umgezogen war, wunderten sich meine Kameraden, dass ich es dort so lange hatte aushalten können, und fragten mich, ob ich denn nachts keine Angst bekommen hätte. Ich hatte mich jedoch nie vor etwas gefürchtet; ich war nur öfters erbost auf die, die über mir wohnten, da ich mitten in der Nacht das Wälzen großer Felsbrocken zu hören glaubte; wodurch ich aus dem Schlaf gerissen wurde; doch schlummerte ich bald wieder ein, nicht ohne vorher diese rücksichtslosen Leute zu verwünschen, die nicht einmal nachts weder selber schliefen noch mich, müde von den Anstrengungen meines Dienstes und des Studiums, schlafen ließen. Aber ich tat – wie ich später erfuhr – ihnen Unrecht, die geradezu *wie Epimenides schliefen*. Man erzählte sich indes, mag es nun eine Legende oder eine wahre Geschichte sein – darüber soll ein jeder nach seinem eigenen Ermessen befinden; ich gebe das wieder, was damals unter den Studenten in aller Munde war –, es sei einst ein gemeiner Diener von einem jungen Adligen aus Wut, weil er ihm, als er nachts klopfte, das Tor zu langsam geöffnet habe, mit einem Dolch erstochen worden und seit dieser Zeit habe es in dem Zimmer, in dem der arme Kerl das Zeitliche gesegnet habe, immer gespuht. [9] Mir machte jedoch dieses nächtliche Gepoltere wenig aus; wirklich bedrückte mich, dass recht unverschämte Bürschchen sich ständig bei mir beschwerten, weil ich ihren unbilligen Forderungen, gegen die Anweisung des Rektors ihnen zur Nachtzeit das Kolleg aufzusperren und sie mit einer Lüge zu entschuldigen, nicht nachgeben wollte, wobei ich von einigen auch noch ausgelacht wurde, weil ich sagte, lügen *wollte ich nicht, wenn ich es könnte, und könnte es nicht, wenn ich es wollte*. Das war die reine Wahrheit. Mit welcher Miene hätte ich nämlich selber lügen oder eine Lüge decken sollen, der ich, wenn bloß ein anderer log, sofort rot wurde, sodass mein Gesicht den Betreffenden wortlos belastete? Dieser Dinge überdrüssig, bat ich also den Rektor um meine Entlassung, der mich fragte, was der Grund dafür sei, und mir seinen Beistand versprach, falls mich welche behelligten. Aber ich wollte niemand beim Namen nennen, und als ich von meinem erkrankten Vater nach Hause gerufen wurde, hatte ich damit einen zwar ehrenhaften, aber meinen Plänen völlig zuwiderlaufenden Grund, um fortzugehen.

## *XII. Krankheit und Tod des Vaters (1536)*

[XII,1] Als nämlich das Oettinger Schloss in Flammen stand und mein Vater, der zu Hilfe eilen wollte, auf dem Eis ausgerutscht war und sich die Füße angeschlagen hatte, bewirkte dies eine Schwellung begleitet von einer Entzündung, und die Wassersucht kam bei ihm zum Ausbruch, nachdem seine Gesundheit, wie ich glaube, schon vorher geschwächt war – hatte ihn doch seit langer Zeit quälender Durst gezwungen, auch nachts zu trinken –. Es sind noch über den Anlass dieses Brandes einige Worte zu verlieren. Im Schloss gab es damals zwei heizbare Räume, wobei der eine über dem anderen lag und der Ofen durch eine Öffnung bis zu einer solchen Höhe emporgeführt war, dass er von unten und von oben zugleich beheizt werden konnte. Als jedoch Graf Ludwig der Ältere, ein hochgewachsener und hagerer Mann, bei grimmiger Winterkälte das Feuer beträchtlich stärker hatte schüren lassen, geriet aufgrund der Hitze die untere Decke um den Ofen herum mit der Zeit in Brand und zog die Zerstörung des gesamten Schlosses nach sich. So kam das schnellere Heizen oder die Absicht, Holz zu sparen, viele tausend Goldgulden teuer. Es scheint ferner der Sturz meines Vaters eine Art Vorbedeutung gehabt zu haben. Denn damals wohnte er im ‚Deutschen Haus‘ und hatte die Gewohnheit, durch die Kirche hinein- und hinauszu gehen, da der Weg kürzer und bequemer war. Als er nun aber den mit einem Gatter abgesperrten Steg über den Graben, der deswegen angelegt war, damit keine Tiere in die geweihte Stätte gelangen konnten, überqueren wollte, kam er auf eben diesem Steg, der von einer durchsichtigen Eisschicht überzogen war, zu Fall, was gleichsam eine Art Vorzeichen war, dass er in der Kirche bleiben müsse, in der er einige Monate später begraben wurde.

[2] Nach diesem Unfall hatte er sich zu meiner Schwester Maria, einer leidgeprüften und völlig selbstlosen Frau, begeben, damit er umso sorgsamer gepflegt werden konnte. Mich aber wollte er bei sich haben, um zum einen die Unlust am Alleinsein zu vertreiben und um zum anderen meine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Dass diese nicht so war, wie sie sein sollte, daran denke ich nicht ohne Missbehagen zurück. Denn ich führte zwar geflissentlich aus, was man mir auftrug, aber ich besaß nicht den Verstand, von mir aus etwas zu tun, was für den Kranken gut war oder ihm Freude machte, da ich ständig mit meinem Studienkram beschäftigt war und nicht bedachte, was die Umstände, der Ort und die Zeit verlangten. Wieviele Dinge aus dem öffentlichen wie dem privaten Bereich hätte ich damals, wenn ich gescheit gewesen wäre, von meinem Vater, der über sehr vieles Bescheid wusste, nicht weniger zu meiner Freude als zu meinem Nutzen erfahren können! Aber ich Dummkopf musste unterdessen einen ‚Katzenhundemäusekrieg‘ und eine Beschreibung des Untergangs des Schwarzen Heeres nach dem Tod des ungarischen Königs Matthias Corvinus – diese Geschichte hatte ich von meinem Vater gehört – in Hexametern sowie eine ‚Klage der Musen‘ in

elegischen Distichenverfassen, über 600 Verse; ich wollte, ich hätte sie sorgsamer aufbewahrt. *Ein Prometheus (Vorbedenker) erst nach der Tat geworden*, bleibt mir jetzt nichts anderes mehr übrig, als sowohl deswegen wie vor allem wegen meiner zu wenig hingebungsvollen Pflege meines Vaters auf mich selbst böse zu sein und meine Natur fast selber zu hassen, da sie mich zu einem Menschen gemacht hat, der sich viel besser für ein Leben im Kloster als in der Welt eignet.

[3] Da mich nicht einmal mein fortgeschrittenes Alter und der Umgang mit den verschiedensten Charakteren gewandelt haben, bin ich folglich auch jetzt nicht weit von der Wesensart entfernt – jedenfalls was meine Zurückgezogenheit angeht –, die in Platons ‚Theaitet‘ beschrieben wird. Es wäre nämlich wohl zu vermessen, wenn ich wagte, für mich in Anspruch zu nehmen, was derselbe Autor unserem Isokrates zuerkennt, dass *von Natur aus etwas Philosophisches in meiner Gesinnung steckt*. Dass dennoch folgendes wahr ist, können teils meine täglichen Lebensgewohnheiten, teils meine Arbeiten, sowohl die veröffentlichten als auch die, die in meiner Studierstube versteckt sind und niemals, jedenfalls solange ich lebe, und mit meiner Zustimmung, veröffentlicht werden dürfen, bezeugen, dass ich mich auch jetzt für nichts sonderlich interessiere außer für meine Bücher und das, was meine Aufgabe ist. Daher kommt es, dass ich nicht nur das, was die anderen im öffentlichen oder privaten Bereich tun, in der Regel nicht weiß, außer was ich beiläufig bei anderer Gelegenheit erfahre, sondern mich sowohl hier in diesem Haus, in dem ich mich Tag und Nacht aufhalte, ebenso wie bei feierlichen Zusammenkünften nicht geschickt genug anstelle und auch oft von den Spöttern ausgelacht werde. [4] Seit ich nämlich die Familie Fugger verlassen habe und die Sympathien ihres Anhangs mir gegenüber größtenteils erkaltet sind, da diese Leute offenbar nicht den Wolf wegen seiner Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit schätzten – was ich fälschlich glaubte, wie ich auch dachte, je mehr ich mit zunehmendem Alter an Bildung und sittlicher Reife gewänne, umso geachteter und beliebter würde ich sein –, sondern dem Fuggerschen Glanz unter dem Namen Wolf huldigten oder eine andere Absicht, die sie selber gewiss kennen, nach der aber mir zu forschen nicht ansteht, dabei hatten, suche ich fast niemanden mehr auf, außer ich werde dazu aufgefordert oder gezwungen, noch werde ich von anderen aufgesucht, außer sie brauchen meine Hilfe, und diese Zusammenkünfte sind dann meistens *areopagitisch*, ohne Vorreden, ohne Gefühle und ohne Abschweifungen vom Thema. Daher erfahre ich erst viel später, was längst *den Triefäugigen und den Barbieren bekannt ist*. Bei vielen werden Kinder geboren, erkranken und sterben, ebenso heiraten sehr viele von meinen Bekannten sowohl in der Stadt als auch auswärts und steigen an Vermögen und Ansehen auf; da aber sie selber mir nichts mitteilen, weiß ich von dem, was mit ihnen passiert ist, kein bisschen mehr als von dem, was sich *außerhalb der Säulen des Herkules* zuträgt. [5] So führe ich in dieser sehr dicht bevölkerten Stadt inmitten großer Menschenmengen das

Leben eines Einsiedlers, nicht ohne die Missbilligung vieler Leute, wie ich glaube, und ebenso nicht ohne Nachteile für mich sowohl bei der Verwaltung meines Vermögens als auch deshalb, weil sich etliche aus diesem Grund von mir abgewendet haben. Man hält mich für zu wenig pflichtbewusst, weil ich an Leichenzügen selten teilnehme, weil ich Kranke, für die ich nichts tun kann, nicht besuche, weil ich große Besorgnis um die Angelegenheiten anderer nicht schlaue vortäusche, weil ich nicht mit leeren Versprechungen *die Ohren streichle* und weil ich schließlich eher zu freimütig als zu schmeichlerisch bin und mich nicht *nach dem Brauch im Land* verhalte. Aber was soll ich machen, da ich von den meisten erst dann erfahre, dass sie krank gewesen sind, wenn ich höre, dass sie beerdigt wurden? Und vielleicht muss man mir verzeihen, der ich zu Begräbnissen ebensowenig gehe wie zu Festessen und Hochzeiten, außer ich werde eigens dazu aufgefordert. Falls es welche gibt, die weniger gut von mir denken, hätten diese aus den genannten Gründen meiner Natur, die so ist, wie ich sie geschildert habe, meinem allein unter Fremden zugebrachten Leben, meiner sich zwangsläufig daraus ergebenden, nicht gespielten Unwissenheit und meiner Beschäftigung mit besseren Dingen Nachsicht angedeihen lassen wie auch der *unfrommen Frömmigkeit* Rechnung tragen sollen, mit der es sich, o Jammer, so verhält, dass man keiner der beiden Seiten zu Willen sein kann, ohne sich bei der anderen tödlichen Hass und den Vorwurf der Gottlosigkeit zuzuziehen. Ach, würden sich doch recht viele Leute diese meine Zurückgezogenheit zum Vorbild nehmen und sich ebenfalls nur um ihre Belange kümmern und dabei von mir ablassen und *ihre Nase mehr in ihre eigenen Angelegenheiten als in die ihrer Mitmenschen stecken* sowie mich nicht heimlich verleumden und mir auflauern.

[6] Aber ich komme auf das Krankenlager meines Vaters zurück. Als dieser sich auf Anraten der Ärzte nach Nördlingen hatte bringen lassen und sich keine große Hoffnung bot, dass er seine Gesundheit wiedererlangen würde, ängstigten mich sowohl eben deswegen als auch wegen der Vernachlässigung meiner Studien ganz trübsinnige Gedanken so sehr, dass mein Vater dies bemerkte, sich oft bei mir darüber beklagte und mir gebot, guten Mutes zu sein; wann immer es Gott dem Allmächtigen richtig erscheine, werde er kein bisschen widerwillig aus diesem leiderfüllten Leben scheiden, vielmehr sei ihm meinetwegen Angst, da er sehe, dass ich für den Umgang mit Menschen und das praktische Leben völlig ungeeignet sei, und er stelle sich die bange Frage, was denn einmal aus mir werden solle. Bisweilen scherzte er auch über meinen ziemlich hochaufgeschossenen Wuchs, indem er sagte, er müsse nun mir Platz machen, da mir seine Schuhe schon passten – vielleicht hatte er nämlich von einem Astrologen gehört, wenn er bis dahin gelebt habe, werde *zum Ruckzüg zu blasen* sein –; und wenn ich mich bei etwas zu ungeschickt anstellte, meinte er lächelnd: „Ach, wärest du nur ein Stückchen kürzer und dafür um einiges klüger.“ Als er einmal diese Worte in

Gegenwart seines Arztes wiederholt hatte, sagte jener, nachdem er die Gestalt meines ganzen Körpers genau gemustert und sich vor allem mein Gesicht angeschaut hatte: „Sei wegen dieses Sohnes bitte nicht besorgt. Durch Schüchternheit und Kummer gehemmt, wirkt er jetzt ziemlich einfältig, aber wenn er älter geworden ist, wird er viele überflügeln, die einen großen Scharfsinn zur Schau tragen.“ [7] Mein Vater indes gebot mir, da der nämliche Arzt sagte, dass sich seine Krankheit bis zum Herbst hinziehen könne – was dann ganz und gar nicht eintrat –, durchaus nicht gegen meinen Willen – weswegen ich mir oft selber Vorwürfe mache, und ich glaube, dass ich deshalb bislang ziemlich unglücklich war, weil mir die Begeisterung für die Musen fast mehr galt als die Liebe zu meinem Vater –, nach Tübingen zurückzukehren, und trug mir folgendes auf: „Ich, mein Sohn, will den Fortgang deiner Studien wegen meines Gesundheitszustands, den du nicht im mindesten bessern kannst, nicht unterbrechen. Du sieh zu, dass du Gott gläubig verehrst, nach Tugend und Wahrheit strebst und schlechten Umgang meidest, so wird es dir wohl ergehen.“ Er selbst verschied drei Tage nach meiner Abreise fromm und friedlich infolge eines plötzlichen Blutsturzes durch die Nase am 20. April 1536 im 59. Lebensjahr, nachdem die Hunde die ganze Nacht über auf der Straße jämmerlich geheult hatten; und dies geschah, wie er selbst aus dem Namen, den er bekommen hatte, prophezeite, unmittelbar vor dem Fest des Hl. Georg, welcher nämliche Tag, wenn schon nicht sein erster, so doch sein letzter auf Erden war. [8] Seinen Vater hatte er mit fünf Jahren verloren, sein Erbe hatten seine Brüder unterschlagen und durchgebracht. Zuerst kam er aus einem mir unbekanntem Anlass in das Frauengemach der Gräfin von Montfort, um hinter seiner Herrin herzulaufen und ihr mit einer Schleppe – wie es damals Mode war – versehenes Kleid aufzuheben, offenbar um verhindern, dass sie damit den Boden kehrte, was sie besser hätte vermeiden können, wenn sie die bewusste Schleppe abgeschnitten hätte. Aber das waren die Torheiten dieser Zeit, und nicht weniger die Schnabelschuhe, die überweiten Ärmel, sodass die meisten aussahen, als *hätten sie keine Togen, sondern ganze Segel an*, und die Hüte von der Breite einer Kornwanne, die demnächst, wie ich glaube, wieder aufkommen werden. Umso weniger braucht man sich jetzt über diese *Maximinsstiefel* zu wundern und über die Kugeln am Knauf der Dolche, in die ein halber Liter hineinpassen würde. Nicht lange danach ging mein Vater, der inzwischen lesen und schreiben in der Muttersprache sowie rechnen gelernt hatte, nach Ungarn zu Baron von Rogendorf. Anschließend folgte er zusammen mit Georg von Emershofen, Ritter vom Goldenen Sporn, dem Hof Kaiser Maximilians in den Niederlanden und anderswo und kehrte schließlich in die Heimat zurück. Nachdem er sich dort eine Zeitlang als Schreiber verdingt hatte, wurde er von Graf Wolfgang von Oettingen, dessen Einfluss zu dieser Zeit nicht nur in Schwaben groß war, zum Kastner in Oettingen ernannt und schließlich zum Landvogt über die gesamte Grafschaft, in der diese Würde als die

höchste gilt. Von der Ausübung dieses Amtes erschöpft, hatte er, um nach über 50-jährigem nicht weniger beschwerlichem als ehrenvollem Dienst ein bisschen von der Freiheit zu kosten, ein Jahr vor seinem Tod seinen Abschied genommen.

[9] Ich jedoch hatte kaum Tübingen erreicht, als ich von der Trauernachricht, die ich in meinem Inneren beim Anblick des Briefboten sofort ahnte, der Verteilung der Erbschaft halber zurückgerufen wurde; und nachdem die Angelegenheiten dort, so gut es ging, in Ordnung gebracht waren, entschloss ich mich, meinen Bruder, den ich zuvor schon zum Lateinlernen nach Nürnberg mitgenommen hatte, auch nach Tübingen mitkommen zu lassen. Damals befand man, dass wir beide uns zu wenig schicklich benommen hätten, indem wir die Totenbräuche nicht vollzogen und auch keine Trauerkleidung trugen, da wir gehört hatten, dies sei Aberglaube und überflüssige Zeitverschwendung.

[10] Während ich mich der Regelung der Erbangelegenheiten wegen ungefähr zwei Monate in der Heimat aufhielt, geriet zweimal mein Leben in Gefahr: das eine Mal, als mein Bruder eine Büchse aus der Rüstkammer meines Vaters, die mit solchen und sonstigen Ausrüstungsgegenständen eines Ritters gut bestückt war, geholt und im Spaß auf mich gerichtet hatte, wobei eine Kugel über meinen Kopf hinwegflog, während jener gedacht hatte, es sei keine im Lauf. Das zweite Mal, als ich in ein Dorf wollte, um Schulden einzutreiben – weil damals aber Brandstifter ihr Unwesen trieben, die von wem auch immer – denn darüber gibt es verschiedene Gerüchte – nach Deutschland geschickt worden waren, hielten die Bauern Tag und Nacht Wache, mit Spießen, Schleudern und Büchsen bewaffnet –: da ich eine Büchse trug und mir das Pulverhorn nach dem damaligen Brauch um den Hals gehängt hatte, hielt mich einer der Wächter in seiner Dummheit für einen Brandstifter und wollte einen Pfeil auf mich abschießen, wenn er nicht von einem anderen, der mich kannte, gehindert worden wäre. Eine durchaus vergleichbare Gefahr bestand für mich und meinen Bruder in unserer Kindheit. Als nämlich unser Vater seine Büchse auf dem Tisch herrichtete und wir ihm gegenüber saßen, löste sich unbeabsichtigt eine Kugel und drang zwischen mir und meinem Bruder in die Wand, da Gott uns beschützte.

[11] Diese Begebenheit erinnert mich an einen anderen Vorfall neueren Datums, den ich deswegen schildere, damit die jungen Leute verstehen, dass sie sich nicht weniger von Verdächtigungen als von den Vergehen selbst fernhalten müssen. Ich befand mich im Jahre 1566 auf dem Rückweg vom Wildbad, das ich der Gesundheit wie der Erholung wegen aufgesucht hatte, da ich sowohl geistig als auch körperlich durch das dauernde Schreiben erschöpft war. Ich hatte in einem Städtchen übernachtet, das von den Aalen seinen Namen hat, an der Grenze zwischen dem württembergischen und dem oettingischen Gebiet. Als ich jedoch den Fuhrmann, der im Gehirn gestört war – eine Krankheit, die damals in dieser Gegend wie eine Epidemie grassierte –, um keinen Preis dazu hatte bewegen können, mich zusammen mit meinem Gehilfen Johannes Scheurlin

auf seinen Wagen zu lassen – einen von uns war der verrückte Mensch nämlich bereit mitzunehmen, beide aber auf keinen Fall –, überließ ich aus Angst, der noch recht junge Mann, der den Weg nicht kannte und Fußmärsche nicht gewohnt war, könne sich in dem einsamen Waldgelände – Härtsfeld heißt es von seiner ‚Härte‘ und Trockenheit – verlaufen oder den Mut verlieren, ihm samt unserem wenigen Gepäck den Wagen und nahm, obwohl es mir infolge fehlenden Schlafs in der Nacht zuvor und wegen der Fastenzeit nicht gut ging und meine Kräfte nach 20-tägigem Baden in den ‚Thermopylen‘ geschwächt waren, zu Fuß die beschwerliche und auch mir nicht hinreichend bekannte Strecke allein in Angriff. [12] Als ich nun gegen Mittag – es war am Tag vor Ostern – das Dorf Trochtelfingen erreicht hatte, war ich so erschöpft, dass ich am ganzen Körper zitterte und mir Füße und Hände schlotterten. Die Wirtin indes, der man vor noch gar nicht langer Zeit das Haus niedergebrannt hatte, das inzwischen kaum wiederaufgebaut war, argwöhnte weiß Gott was aus meinem Gebaren, das die Folge meiner übermäßigen Erschöpfung war, während sie, wie ich vermute, meinte, meine Aufgeregtheit rühre von dem Bewusstsein meiner Verbrechen her und sei von göttlicher Seite geschickt, damit ich dafür bestraft werde; und als ich aufbrechen wollte, forderte sie mich auf, noch ein Weilchen zu warten, bis ihre Leute vom Feld zurückkämen; dann werde sie mir ein Pferd leihen, das mich nach Nördlingen bringe. Ich hingegen dachte an nichts Böses, sondern glaubte, sie nehme aus Mitleid Rücksicht auf meine Erschöpfung, und blieb. Sie jedoch wollte für mich, den sie für den hielt, der ihr Haus angezündet hatte, kein Pferd, sondern einen Amtsdienner holen. Endlich erschien der Amtsdienner; ich trank ihm zu; da sagte das Frauenzimmer, das unterdessen sein Unglück beklagte und betonte, sie wünsche sich vor allem, dass jener verkommene Mensch nach gezeigter Reue lieber hier als in der Hölle büßen müsse: „Was verbietet dir, mit diesem Gast zu trinken?“ Der Büttel leerte den Becher, dann musterte er mich genau, bedankte sich und ging. Als ich aber die Wirtin um das Pferd bat, behauptete sie, es sei keines da, und legte mir nahe, den Rest der Strecke ohne Hast hinter mich zu bringen.

[13] Ich jedenfalls bin der Meinung, dass der besagte Wald meiner Natur und meinem Wohlergehen feind ist. Denn davon abgesehen, dass ich mich auf dem Weg von und nach Tübingen oft in ihm verlief, wurde ich, als ich nach dem Tod meines Vaters nach Hause unterwegs war, von einem Waldpfad irregeleitet und geriet in unübersichtliches und unwegsames Gelände; nachdem ich mich nach zwei oder drei Stunden durch dichtes Dornengestrüpp unter großer Mühe und Erschöpfung mit knapper Not hindurchgekämpft hatte, stieß ich in einer Talniederung endlich auf eine kleine Quelle, und entsprechend meiner Veranlagung, dass ich eine äußerst trockene Natur besitze und Durst überhaupt nicht ertragen kann, schüttete ich das kalte Wasser gierigst in mich hinein; wenig später trat ich in eine in der Nähe gelegene Hütte und, da man mir dort

außer Milch nichts anbot, holte ich mir einen Leberschaden, sodass ich seit dieser Zeit bis zum heutigen Tag immer wieder Schmerzen unterhalb der Rippen verspüre, vor allem wenn ich Wein, der nicht genügend in der Sonne gereift ist, wie es die meisten Neckarweine sind, oder etwas, das sonstwie nicht in Ordnung ist, trinke.

[14] Das ist für mich der Grund, immer nur die besten Weine zu verlangen, und wird, wie ich sehe, meinen Widersachern Gelegenheit geben, uns als Weinsäufer hinzustellen. Nach meiner Ansicht ist aber derjenige, der das, was seiner Gesundheit bekommt, beiseite lässt und sich an das Schlechtere hält, nicht abstinent und enthaltsam, sondern einfältig und verrückt. Es genügt, sich damit abzufinden, wenn nichts Besseres zur Verfügung steht. Ich weiß, dass auch von gewissen Pseudostoikern,

*Welche die Curier mimen und bacchische Orgien leben,*

meine Heiterkeit und mein zwangloses Scherzen bei Essenseinladungen und Treffen im Freundeskreis, was beides in dieser Stadt seltener stattfindet, als es meiner Gesundheit wie meinen Studien zuträglich wäre, eher verächtlich gemacht als nur missbilligt wird, wobei sie nicht in Betracht ziehen, dass ich, der ich in meiner Studierstube und in meinem Bett *strenger als Zenon und Xenokrates* lebe, sozusagen mit Fug und Recht mir herausnehme, beim gemeinsamen Essen, wo Heiterkeit am Platze ist, etwas *meine Stirn zu entrunzeln* und meiner Zunge, die zu Hause *die Schweigsamkeit des Pythagoras* gewohnt ist, die Zügel zu lockern, ohne jemanden zu beleidigen und in seiner Ehre zu verletzen. [15] Ich für mein Teil möchte lieber hungern als bei Leuten zu Gast sein, die eine solche Miene machen und so betrübt schweigen, wie wenn sie soeben vom Begräbnis ihrer Eltern und Kinder zurückgekehrt wären. Nicht mich sollen derlei Gastgeber einladen, sondern Minos, Rhadamanthys, Aiakos, Proserpina, Sisyphos, Tantalos oder die *tränenriefende Niobe*; mit diesen zusammen sollen sie – um die Worte des Komödiendichters zu gebrauchen – *sauer dreinblicken* und ein missmutiges Gesicht ziehen und so alle Zeit ihre Freude haben. Mir, der ich von den Anstrengungen meiner Studien erschöpft bin und von ständigen Schmerzen der inneren Organe geplagt werde, sollen sie es gönnen, gelegentlich zu verschlafen und Zerstreuung zu suchen, und sich selber zu Herzen nehmen, was Plutarch schreibt: *Als einmal ein gewisser Memmius auf einer Versammlung sagte, Cato betrinke sich die ganze Nacht, fiel ihm Cicero ins Wort und erwiderte: Das aber behauptest du nicht, dass er auch den ganzen Tag Würfel spielt. Das heißt, weil er den ganzen Tag für den Staat und in politischen Angelegenheiten tätig ist und dadurch von der Wissenschaft abgehalten wird, kommt er nachts beim Wein mit den Philosophen zusammen.* [16] Ich jedenfalls danke Gott dafür, dass er mir eine solche Natur gegeben hat, die seelische und geistige Anspannung fortwährend zu ertragen, aber auch selbige von Zeit zu Zeit so zu lösen vermag, als könnte ich ständig in sämtlichen Vergnügungen schwelgen, wobei ich meine Arbeit vergesse und den Gedanken an die Leber- und Magenschmerzen, die sich auch bei

Einladungen mitten während des Essens immer wieder bemerkbar machen, beiseite schiebe. Gegen diese Schmerzen wandte jedoch Achilles Gasser, ein sehr namhafter Arzt, mit gewissem Erfolg ein Medikament an, indem er pulverisierte Wolfsleber, Arzneirhabarber und einige andere Zutaten der Zubereitung, die unter dem Namen ‚Diarrhodon‘ (‚Rosenpulver‘) bekannt ist, beimischte. Nicht wenig half mir auch die Muskatnuss, die manche für die Goldeichel (der Alten) halten; ihr, glaube ich, habe ich mehrere Jahre meines Lebens zu verdanken, die mir nach Recht und Gebühr geschenkt wurden, während ich sonst an Verdauungsbeschwerden, die von Weinen aus unreifen Trauben oder solchen, die verdünnt oder verdorben waren, herrührten und mich oft plagten, in kurzer Zeit gestorben wäre. Unsicheres für sicher und Zweifelhaftes für gewiss anzusehen und auszugeben, ist nicht meine Art. Darf man jedoch mehrfacher Erfahrung Glauben schenken, so bin ich völlig davon überzeugt, dass ich, wenn mich das Schicksal an einen Ort, wo guter Wein wächst, wie es die meisten Rheinweine sind, verschlagen hätte, von allen Krankheiten verschont geblieben wäre und ich den Endpunkt meines Lebens, der mir von Gott bestimmt ist, und die Schranken, die zu überschreiten niemand gestattet ist, erreicht hätte. Mit dieser meiner Meinung hat es folgende Bewandnis: Nimm an, ich habe heute Wein getrunken, *edel und mild*, wie ihn Horaz, *als er ans Meer gekommen war, verlangte*. Sei dir sicher, dass du deinen Wolf in heiterer Stimmung, körperlich rege sowie geistig agil und munter sehen wirst. Serviere mir dann morgen skythischen ‚Essig‘ – obgleich ich weiß, mein Oporinus, dass du mir lieber *von der besseren Sorte des Falerners* etwas holen würdest –, so wirst du von allem das Gegenteil sehen, was durchaus mit meinem Schicksal übereinstimmt, das mir körperlich wie seelisch eine zwar rege, aber in beiderlei Hinsicht schwächliche und von der geringfügigsten Sache zu beeinträchtigende Natur gegeben hat.

[17] Aber um zur chronologischen Reihenfolge zurückzukehren, obgleich das Gesagte damit in gewissem Zusammenhang steht: Nachdem die erwähnten Bedrohungen durch Büchsen und Schleudern überstanden waren und wir den Landsitz, den unser Vater zu seiner Erquickung erbaut hatte, äußerst schlecht verkauft hatten – während er nämlich über 500 Goldgulden gekostet hatte, sprachen wir ihn dem Käufer für nicht ganz 100 zu wegen gewisser Streitigkeiten, die von denen, die die Gerichtsbarkeit über diesen Ort beanspruchten, gegen uns angezettelt wurden –, bereitete ich die Abreise nach Tübingen vor. Unterwegs wäre ich dann erneut wegen des Tragens einer Büchse in Gefahr geraten, da Herzog Ulrich von Württemberg, sei es, weil er nach seiner erst kurz zuvor erfolgten Rehabilitierung um sein Leben fürchtete, oder weil er das Wild schützen wollte, das Mitführen von Schusswaffen untersagt hatte, wenn ich nicht in Schwäbisch Gmünd – von den Gebirgsdurchlässen, zwischen denen die Stadt liegt, erhielt sie in der altdeutschen Sprache diesen Namen, mit dem auch die Mündungen von Flüssen bezeichnet werden – rechtzeitig gewarnt worden wäre und meine Büchse in die Kiste

meines Bruders gesperrt hätte. Daher rührte ich später niemals mehr diese Art Waffen an, schien es doch, als würden sie mir eher irgendwann das Leben kosten als es retten, wenn so viele schlechte Vorzeichen sich zeigten.

### *XIII. Weiteres Studium in Tübingen (1536-1537)*

[XIII,1] Nachdem ich in Tübingen ein Zimmer gemietet hatte, war ich entschlossen, mich ganz auf die Jurisprudenz zu verlegen, wobei ich folgende Rechnung, jedoch – wie es in dem deutschen Sprichwort heißt – *ohne den Wirt* aufgemacht hatte, dass ich durch das bescheidene Erbe meines Vaters, das in der Summe etwas mehr als 600 Goldgulden betrug, wenn ich die Hälfte für den Erwerb des Doktorgrades aufbrauchen würde, dennoch einigermaßen abgesichert wäre, bis sich an einem Hof oder einer Universität eine achtbare Möglichkeit bieten würde, meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Ich hatte mir das sogenannte ‚Corpus iuris civilis‘ gekauft; ich hörte Melchior Volmar, der die griechischen ‚Institutiones‘ des Theophilus, und Joachim Münsinger, der die lateinischen des Justinian erklärte. Ebenso hörte ich Bartholomäus Amantius, der aus den ‚Pandekten‘ den Titel ‚Vom Zustand der Armut und Sklaverei‘ erläuterte, in welchem ich anscheinend mein ganzes Leben lang verbleiben muss. Ich besuchte auch die Vorlesungen Johannes Sichards und eines gewissen Kalt, die teils wegen anderer Verpflichtungen, teils wegen Krankheit ziemlich selten lasen. Aber es war gleich, ob ich wenig oder viel hörte, da ich das weit weniger als das Philosophische verstand. Cicero rühmt sich, er könne, falls ihm jemand Ärger bereite, selbst binnen drei Tagen ein Jurist werden, was er, wie mir scheint, weniger im Scherz als ernsthaft und wirklich gemeint hat, hatte er doch zu beiden Scaevolae so lange Jahre engen Kontakt gehabt und sich bemüht, aus deren Kenntnissen zu lernen. Ich jedoch konnte nicht einmal in drei Monaten das begreifen, was manche selbst in kürzerer Frist von denen vermittelt bekommen, die das Geld einschieben und Esel nach Deutschland zurückschicken.

[2] Unterdessen zog sich mein Bruder eine gefährliche Ruhr zu, die mir viel Arbeit und noch weit mehr Besorgnis bereitete; als er wider Erwarten genesen war, befahl mich eine sehr schwere und beinahe hoffnungslose Darmkolik; dieses Leiden ließ mich über vier Monate unter heftigsten Schmerzen darniederliegen; schließlich wurde ich mit knapper Not dank der äußerst sorgsamten Pflege meiner Schwester Anna im Kloster Zimmern sowie der Behandlung Johannes Widemanns, der schon oben erwähnt worden ist, wieder gesund. Was Fuchs in Tübingen alles an Medikamenten anwendete, hatte fast die gegenteilige Wirkung; jener andere Arzt aber machte mich durch vier Schluck von einem Saft aus Arzneiharbarber und sonstigen derlei Zutaten so kräftig, dass ich, der ich

noch wenige Tage zuvor nur mehr an meine Beerdigung gedacht hatte, das Bett verlassen konnte und vor Lebensfreude in die Höhe sprang. Aber obwohl die Schmerzen sich gelegt hatten und die Krankheit überwunden war, befand sich mein Gehirn in so schwacher Verfassung – ich nehme an, infolge langanhaltender Schlaflosigkeit und häufigen Zwangs zum Erbrechen, was Begleiterscheinungen des höchst abscheulichen Leidens waren –, dass ich, als ich nach Tübingen zurückgekehrt war, glaubte, es sei vorbei mit der Wissenschaft, da ich die Anstrengungen der Studien, obgleich es mir gut ging, wegen Schwindelanfällen, die ich bekam, wenn über ich etwas eingehender nachdachte, nicht durchstehen konnte. Darum meinte ich, mir eine andere Laufbahn, wie ich sie vor noch nicht allzu langer Zeit bereits eingeschlagen hatte, überlegen zu müssen, ungern zwar, aber dennoch freiwillig, da es unumgänglich schien, während, wenn ich wenige Monate gewartet hätte, keinerlei Änderung vonnöten gewesen wäre. Doch so bringt es meine Natur mit sich, dass ich akute Schwierigkeiten als von Dauer ansehe und mir keine Besserung zu versprechen wage, so ziemlich nur in diesem einen Punkt wie die Spartaner, über die sich bei Thukydides die Korinther folgendermaßen äußerten: *Eure Art ist es, in dem, was ihr tut, unter euren Möglichkeiten zu bleiben, der Vernunft nicht einmal, wenn etwas sicher ist, zu trauen und zu glauben, von Nöten niemals mehr befreit zu werden.*

#### *XIV. Schreiber in Würzburg (1537-1538)*

[XIV,1] Damals war Johannes Wüst, Jurist und mein Landsmann, Vizekanzler des Würzburger Bischofs Konrad von Thüngen. Ich übergab Empfehlungsschreiben von Havenreuter an Martin von Rotenhan, den Hofmeister, sowie von Joachim Camerarius, obgleich er mein Vorhaben sehr missbilligte, an Martin Mercklein und Veit Nichten, von denen mich ersterer in seinem Haus aufnahm, letzterer nach Kräften unterstützte und förderte. An den Bischof selbst indes hatte in meinem Namen Graf Karl Wolfgang von Oettingen geschrieben; ich übergab auch selber ein lateinisches Briefchen an ihn. Als dieses sein Sekretär Lorenz Fries, der, was Einfluss und Gunst betraf – und das verdientermaßen, war er doch ein höchst gelehrter und völlig untadeliger Mann –, bei dem einsichtigen, nicht ungebildeten und besonnenen Fürsten die führende Rolle innehatte, nicht ohne Gefallen gelesen hatte, verlangte er von mir, mich auf Lebenszeit der Würzburger Kanzlei zu verpflichten, wobei er mir in Aussicht stellte, wenn ich meine Treue und meinen Fleiß bewiesen hätte, würde ich bei Gelegenheit bestens versorgt werden. Als Grund für diese sogenannte ewige Verpflichtung gab er an, dass die Schreiber von sehr vielen Geheimnissen des Fürsten Kenntnis bekämen, deren Preisgabe nicht ohne Gefahr sei. Ich indes bedankte mich und sagte, ich betrachtete

diese Forderung als nichts anderes als eine höfliche Ablehnung; mein jugendliches Alter lasse eine solche Bedingung nicht zu, da ich noch nicht entscheiden könne, welche Laufbahn ich auf Dauer einschlagen werde. Falls es möglich sei, ersuchte ich darum, ein oder zwei Jahre diesen Hof auf Probe kennenlernen zu dürfen. Ich sei nicht so dumm, um nicht zu wissen, dass über die Geheimnisse der Fürsten zu schweigen sei, und nicht so treulos, um etwas auszulaudern, worüber geschwiegen gehöre. Von dieser Antwort angetan, trug der Sekretär die Sache dem Bischof vor und erreichte mit der Unterstützung meiner übrigen Gönner leicht dessen Zustimmung.

[2] Somit wurde aus mir kurz nach Neujahr 1537 statt eines unglücklichen Juristen ein nicht viel glücklicherer Höfling. Es gab nämlich kaum etwas, das ich lernte, noch etwas, das eine nennenswerte Mühe von mir verlangte. Ich schrieb Gerichtsakten ab und schrieb kurze Briefe an die Dorfvorsteher, die Zentgrafen heißen, sodass man sie (auf Lateinisch) gleichsam ‚Decumani‘ (‚Zehntpächter‘) nennen könnte. Dies war meine Aufgabe; mein Lohn waren Kost und Logis auf der Feste sowie einige Ellen roten Tuchs, weiter nichts. Ansonsten lebte es sich für mich an diesem Ort recht angenehm, und ich hatte mir wohlgesonnene Gönner, die mir tatkräftig geholfen hätten, Priester zu werden, wenn ich es gewollt hätte. Ich hatte nämlich bei meiner Schreibarbeit immer wieder griechische und lateinische Büchlein dabei, die ich, wenn es nichts zu tun gab – was so manches Mal der Fall war –, eifrig las. Dies empfahl mich den Juristen und den anderen gelehrten Männern. Auch waren die meisten meiner Kameraden aufrichtige und nette Leute, deren Gesellschaft ich als sehr angenehm empfand. Zu ihnen zählten insbesondere, obwohl sie sowohl nach dem Alter wie nach dem Rang über mir standen, der Sekretär Peter Klarmann, Andreas Stahel, Veit Nichten, Peter Brando, Martin Cronthal sowie einige andere, mit denen ich ungezwungen herumzualbern und mehr fröhliche als aufwendige Gastmähler abzuhalten pflegte. Diese hatten ein Buch zusammengestellt, dem sie den Titel ‚Nugae‘ (‚Albernheiten‘) gegeben hatten, in das sie alles ziemlich Unwahrscheinliche eintrugen. Darin steht auch mein Name, weil ich behauptete, ich sei durch das Nachahmen einer schielenden Magd schielend geworden. Aber ein Scherzbold fügte den Zusatz hinzu: Diese Magd habe, als sie mich an ihrem Busen getragen habe, regelmäßig eine metallene Schüssel gegen die Sonne gehalten, weshalb es infolge der Brechung der Strahlen zu jener Verdrehung gekommen sei.

[3] Da ich indes während der gesamten Fastenzeit entgegen meiner Gewohnheit nur Fisch, und dazu noch solchen, der, wie an den Höfen so üblich, nicht sehr gut gekocht war, gegessen hatte, zog ich mir im Juni, wobei das Jahr an sich schon besonders heiß und trocken war, ein äußerst hohes Fieber zu, das in seinen Spitzen sogar zum Delirium führte. Ich wandte mich auf Anraten meines Gastgebers an einen Juden, der zum Aderlass riet. Ich ging zu einem Wundarzt, einem Stümper, wie sich herausstellte. Dieser füllte nämlich fast eine halbe Schüssel mit meinem Blut, während ich überhaupt

nicht wusste, welches Maß man dabei einzuhalten hat. Als ich die Badstube verlassen hatte, musste ich mich langsam hinsetzen, da mir vor den Augen schwarz geworden war und mir meine Kräfte schwanden, und nachdem ich mich von dem Bader einigermaßen wieder erholt hatte, ging ich heim, so kuriert, dass zu dem Fieber noch Nasenbluten hinzukam, wobei das Blut so dünnflüssig war, dass Wassersucht unweigerlich die Folge gewesen wäre, wenn nicht meine jugendliche Robustheit diesem Leiden Widerstand geboten hätte. [4] Einige Wochen später, als ich morgens von unerträglichem Durst gequält wurde, schüttete ich kaltes Wasser in mich hinein, jedoch nicht, bis er gestillt war – ich fürchtete nämlich, mir könne dasselbe passieren wie einigen anderen, die mit dem Löschen ihres Durstes auch ihr Leben ausgelöscht hatten –, sondern nur so viel, dass ich mir etwas erleichtert vorkam. Ich ging auf den Markt und kaufte mir saure Kirschen; indem ich sie gierig verschlang, zog ich mir, während ich das Fieber überwunden und einen folgenschweren Tausch gemacht hatte, dieselbe Krankheit zu, an der ich schon in Tübingen gelitten hatte, wo sie ebenfalls durch Rohes hervorgerufen worden war infolge unreifer Trauben und eines Mosts aus wilden Birnen. So teuer kam mich das kurze Vergnügen von vier Fingerbreiten zu stehen. Als es daraufhin um meine Genesung erneut hoffnungslos stand, fuhr ich auf Anraten der Ärzte und meines Gastgebers – dem es vielleicht lieber war, wenn ich woanders als in seinem Haus stürbe – unter schlimmsten Qualen in die Heimat zurück; und nachdem ich dort dank der außerordentlichen Fürsorge meiner Schwester Maria im Herbst meine Gesundheit wiedergewonnen und das Reisegeld zusammengebracht hatte, kehrte ich nach Würzburg zurück, wo ich erreichte, dass ich die Erlaubnis bekam, zum 1. März wieder an eine Universität zu gehen.

#### *XV. Studium in Wittenberg (1538-1539)*

[XV,1] Ich begab mich indes nach Wittenberg, veranlasst vor allem durch den Ruf Philipp Melanchthons, dem ich durch Matthäus Irenäus auch empfohlen wurde. Ferner hatte Veit Nichten mir einen Brief an Marcellus mitgegeben, der sich bei anderer Gelegenheit, als ich wieder fort war, mit mir anfreundete und mir oft in sehr freundlichem Ton schrieb, sowie einen an Milich, den ich mich nicht zu übergeben getraute, da das Wachs durch die Kälte hart geworden und das Siegel abgefallen war. Vorausgegangen war mein Tübinger Freund Sebastian von Vestenberg, ein junger Mann von wirklichem Adel, auf dessen Unterstützung ich nicht wenig setzte. Aber auch dort liefen die Dinge nicht günstig. Denn durch die Nachlässigkeit meiner Vormünder wurde meine Ausstattung an Büchern fast ein halbes Jahr später angeliefert und mir, nachdem ich sie nun bekommen hatte, langsamer und sparsamer, als es meine

Bedürfnisse erfordert hätten, Geld geschickt. Unterdessen hörte ich Melanchthon, Luther, Winsheim, Amerbach, Rheticus und Reinhold, privat auch Heinrich (Schmedenstede) von Lüneburg, der über Dialektik und Rhetorik las. Ebenso schrieb ich die Bemerkungen der Lehrer zu den Autoren und Fächern ab, die ich nicht ganz gehört hatte, wovon der größte Teil noch unter meinen Papieren vorhanden ist. Ich besuchte auch eifrig die fürstliche Bibliothek, die regelmäßig an jedem Donnerstag geöffnet war, bis ein gewissenloser Kerl, der eine Anzahl Bücher wegen des Pergaments geplündert oder besser zerstückelt hatte, durch seine Untat es dahin brachte, dass künftig niemand mehr, außer mit besonderer Erlaubnis, eingelassen wurde. In dieser Bibliothek schrieb ich einen guten Teil der Kommentare zu Aristophanes ab und bewunderte heftig einige handgeschriebene griechische Büchlein, etwas, das ich vorher noch nie gesehen hatte, worunter sich auch Hermes Trismegistos befand. Und in Griechisch und Latein brachte ich etwas zustande, das der Mühe wert war, in Mathematik und Astrologie kam ich nicht sonderlich voran, da mir die Kenntnis der Grundlagen abging. Mir widerstrebte außerdem der Schmutz dieser Stadt, in der nicht nur die Kadaver von Tieren auf den Straßen herumlagen, sondern sämtliche dreckigen Abwässer in den Bach geleitet wurden, aus dem das Wasser für die Zubereitung von Speisen und Getränken entnommen wurde.

#### *XVI. Lehrer in Nürnberg (1539-1540)*

[XVI,1] Aus akutem Geldmangel trat ich also Mitte Juli 1539 in die Dienste meines Lehrers Sebald (Heyden), um die privaten Schüler zu Hause und die städtischen in der Schule acht Stunden täglich zu unterrichten. Diese Arbeit übernahm ich frohen Mutes und beschäftigte mich unterdessen fleißig mit dem Griechischen, indem ich die Übersetzungen aller Autoren, die ich bekommen konnte, mit den Originaltexten selbst verglich. Mein Jahreslohn waren 16 einheimische Gulden und einfache Kost nebst etwas Bier. Eines Tages, als ich übungshalber die Elektra des Sophokles übersetzte, geschah indes, dass Veit Dietrich, Prediger an St. Sebald, der zum Mittagessen eingeladen war, nachdem er einige Seiten überflogen und sie, nicht ohne meiner Begabung und meiner Sorgfalt ein ehrenvolles Lob auszusprechen, gutgeheißen hatte, bewirkte, dass meine Besoldung um 14 Gulden erhöht wurde. Ich jedenfalls hielt mich für sehr wohlhabend, der ich doch über so hohe Einkünfte verfügte, und führte an Feiertagen zusammen mit meinen Kollegen und Freunden Matthäus Vogel, Johannes Bruno, Simon Meusel und einigen anderen ein höchst angenehmes Leben. Da ich, so gut ich konnte, sowohl griechische als auch lateinische Verse schrieb und beim Unterrichten den Beifall meiner Schüler fand – das nämlich möchte ich zu behaupten

wagen, dass ich nirgendwo Schüler hatte, die mir mehr zugetan waren als in Nürnberg, zu einer Zeit, als ich noch die allerdürftigste Bildung besaß –, wurde währenddessen mein Name allmählich auch bei den Vornehmen bekannt, von denen etliche mich mit einer achtbareren Stellung versorgt sehen wollten. Aber durch irgendeine Fügung des Schicksals wurden deren Pläne vereitelt. Daher saß ich, freilich keineswegs ungerne, in dieser *Tretmühle* bis zum 1. Januar 1541 fest.

#### *XVII. Zwischenstationen in Oettingen und Wittenberg (1541-1542)*

[XVII,1] Dann aber wurde ich, als man in der Heimat die religiösen Gebräuche erneuert hatte – weshalb sollte ich nämlich sagen, die Religion? Wieviel den meisten an ihr liegt, zeigen besser deren Taten als deren Worte –, dorthin berufen und eröffnete eine Schule um mäßigen Lohn und ohne Erfolg. Hinzu kamen Beschwerlichkeiten aufgrund der Ausfälle meines Schwagers, eines sparsamen und jähzornigen alten Mannes, der meine Schwester nicht so behandelte, wie es recht und billig gewesen wäre, sowie die Krankheit, die ich oben erwähnt habe. Außerdem wurde der Lohn kleinlich und unpünktlich ausgezahlt, und die Schule lag niemandem sonderlich am Herzen mit Ausnahme des Pfarrers Georg Karg, der sowohl dem Grafen meine Berufung vorgeschlagen als auch mich in seinem Haus aufgenommen hatte. Da er allein zu wenig ausrichten konnte und mich diese Knauserei verdross, kehrte ich im Vertrauen auf die Empfehlung Veit Dietrichs nach Wittenberg zu Melanchthon zurück, nicht so sehr um zu studieren, als um auf eine Stellung an einer Schule zu warten, die mir dann zum 1. Januar 1543 in Mühlhausen in Thüringen angeboten wurde.

#### *XVIII. Rektor der Schule in Mühlhausen/Thüringen (1543-1544)*

[XVIII,1] Melanchthon hatte mich angewiesen, mich mit ihm in Leipzig im Haus von Camerarius zu treffen, wo auch Alexander Alesius aus Schottland zugegen war und sowohl andere Dinge auf gelehrte und angenehme Weise erörtert wurden als auch darüber gesprochen wurde, wie mein Name in eine lateinische oder griechische Form gebracht werden könne. Da aber weder ‚Vulpius‘ noch ‚Ulpius‘ Beifall fand, nannte Melanchthon mich ‚Lycius‘; diesen Namen verwendete ich etliche Jahre, wenn ich lateinisch schrieb, und änderte ihn erst, als ich angefangen hatte, etwas zu veröffentlichen, auf Geheiß Christoph Gugels (d. J.), aus welchen Gründen, weiß ich nicht. Daher behielt ich bis heute den Namen ‚Wolfius‘ bei, obwohl Veit Amerbach an

dem unlateinischen Buchstaben W Anstoß nahm und mich bat, wenigstens für ihn ‚Bolfius‘ sein zu wollen. Ihm antwortete ich im Spaß mit folgendem Distichon:

‚Olbios‘ (glücklich) wollte ich sein, wenn leer meine Wünsche nicht blieben;

Nun, weil’s das Schicksal versagt, will ich denn ‚Wolfius‘ sein.

Jedoch macht es wenig aus, mit welchem Namen ich angesprochen werde, der, auch wenn ich Kinder hätte, nicht von langer Dauer gewesen wäre; nun aber wird er, wenn ich gestorben bin, niemand mehr bekannt sein oder etwas bedeuten, außer vielleicht studierenden jungen Leuten. Das hingegen macht sehr viel aus und ist besonders zu wünschen, dass unsere Namen im *Buch des Lebens* geschrieben stehen.

[2] Nachdem ich also damals von Melanchthon, der mich zweimal an seinen Tisch eingeladen hatte, welcher nicht so sehr von kulinarischen Köstlichkeiten als von höchst geistreichen Gesprächen überquoll, Briefe mitbekommen hatte, begab ich mich nach Mühlhausen, in eine Stadt, die erst vor kurzem die evangelische Lehre angenommen hatte, weniger aus freien Stücken als auf Geheiß der Fürsten, nämlich des Kurfürsten Johann Friedrich, des Herzogs Moritz und des Landgrafen von Hessen, die wegen Rechtsverstößen während des Bauernkrieges irgendwelche Ansprüche auf die Stadt erhoben. In den Gemütern der Einwohner hielten sich noch immer Sympathien für die Lehre Münzers und eines gewissen Pfeiffer, die mit ihrer Wortgewalt und ihren ungeheuerlichen Thesen Thüringen aufgewühlt hatten wie einst Perikles *donnernd und blitzend* Griechenland. Die meisten Amtsträger standen auf Seiten des Papstes; für die neue Schule wurde das Franziskanerkloster bestimmt; weder war für Bänke gesorgt noch sonst etwas die Sache Betreffendes vorbereitet und organisiert; und das, was unbedingt vonnöten war, musste mühsam nach und nach abgerungen werden. Ich hatte zwei Kollegen, von denen jeder zuvor eine Schule geleitet hatte, die sich aber trotz dieser Veränderung hinlänglich gelassen und zurückhaltend gaben. Indes stand bei den meisten Einwohnern, die überwiegend Landwirtschaft betrieben, Latein und Griechisch nicht sehr hoch im Kurs, sodass ich selten über zwölf Hörer hatte, denen ich die Anfangsgründe der beiden (alten) Sprachen anhand von Ciceros kleineren Werken sowie von Vergil und Terenz, ergänzt durch den Katechismus des Justus Menius, beibrachte und deren schriftliche lateinische Übungen ich korrigierte; Griechisch lehrte ich, indem ich sentenzenhafte Verse erläuterte, gewissermaßen nebenher. Der Rest waren fast lauter Abc-Schützen, und den Eltern reichte es, wenn ihre Söhnchen einigermaßen lesen und schreiben lernten. [3] Ansonsten wurde ich von den meisten mit genügend Achtung behandelt; auch hatte ich niemals größeren Erfolg bei meinen privaten Studien und erfreute mich besserer Gesundheit als in diesen zwei Jahren. Ich las nacheinander Cicero, Quintilian, Isokrates und Xenophon ganz, Aristoteles und Platon zu großen Teilen sowie einige weitere Autoren. Denn mit den Dichtern, sowohl den griechischen als auch den lateinischen, hatte ich mich schon früher, als ich noch in

Nürnberg lebte, ausgiebig befasst. Hinzu kam der sehr angenehme Umgang mit Justus Menius, einem redegewandten wie sehr freundlichen und mir zugetanen Mann, dem Melanchthon mich *mit einem Schreiben der besseren Sorte empfohlen hatte*. Und ich wollte, ich hätte eine Abschrift dieses Briefes zur Hand, der mir vermutlich zusammen mit vielen anderen Schreiben von gelehrten Männern, Büchern und Kleidungsstücken im Jahre 1550 verlorengegangen ist. Denn ich würde nicht zögern, des Philipp Melanchthon und Joachim Camerarius – von welchen letzterer in seiner freundlichen Art fast einen ganzen Band Briefe an mich richtete, ersterer mir in einem Brief, als ich ihm für ein an mich gesandtes Schreiben meinen besonderen Dank ausgesprochen hatte, versicherte, ich bedeute ihm so viel, dass er sogar jeden Tag an mich schreiben würde, wenn seine Aufgaben dies zuließen – ehrenvolle wie jeder Schönfärberei entbehrende Urteile – wer möchte nämlich annehmen, dass so bedeutende Leute einem unbemittelten und mit seinen eigenen Dingen *alle Hände voll zu tun habenden* jungen Mann hätten schmeicheln wollen? – den Verleumdungen meiner Widersacher entgegenzuhalten. [4] Aber siehe da, wider Erwarten stoße ich nach langer Suche, während ich etwas anderes tue, in dem Buch mit meinen Gedichten und Briefen auf die erwähnte Abschrift; sie lautet wie folgt:

„Philipp Melanchthon entbietet dem wertesten Herrn Justus Menius, Pastor der Kirche zu Eisenach, seinem teuersten Freund, seinen herzlichsten Gruß.

Den Hieronymus hier habe ich mit Bedacht mit der Leitung der Mühlhauser Schule betraut. Denn er ist ernsthaft, beherrscht beide (alte) Sprachen und liebt den Schuldienst. An Wichtigtuerei hat er vielleicht zu wenig, als dieser Ort erfordert. Wenn er in der Lage wäre, den Leuten mehr vorzumachen, würde ich an der ganzen hiesigen Universität niemand ihm vorziehen können. Aber durch seinen untadeligen Charakter wird er sich Ansehen erwerben können und es sich erhalten. So empfehle ich Dir also einen rechtschaffenen und gelehrten Mann, weshalb ich möchte, dass Du Dich sowohl wegen unserer privaten Freundschaft als auch im Interesse der Allgemeinheit seiner annimmst. Er wird der Kirche eine Zierde sein und die Jugend bei ihren Studien unterstützen und voranbringen können. Als wir nach Leipzig gekommen waren, hörte Hieronymus, dass in der Stadt Mühlhausen die Pest wüte. Falls es tatsächlich so wäre, wäre es nicht dienlich, wenn die jungen Leute zusammenkämen, und auch dem Hieronymus hatte dieses Gerücht Anlass zur Besorgnis gegeben. Aber das alles stelle ich Deiner Klugheit anheim. Leb wohl! Den 6. Januar 1543.“

Aus einem anderen Brief an denselben:

„Ich möchte wissen, wie Du über den Rektor der Mühlhauser Schule urteilst. Er ist eine sokratische Natur, ist gebildet und ehrbar. Aber ich wollte, er wäre heiterer und im Vortrag schwungvoller.“

[5] Soweit Melanchthon, der mich nur allzu treffend nach meinem Äußeren beurteilt hatte. Denn als ich ihm von Matthäus Irenäus zum ersten Mal vorgestellt wurde und aus Ehrfurcht vor dem so bedeutenden Mann beinahe zitterte, nahm er gleich dem Pythagoras meine ganze äußere Erscheinung *vom Scheitel bis zur Sohle* genauestens in Augenschein und sprach mich dann mit einer solchen Freundlichkeit und Heiterkeit an, dass er auf der Stelle meine Furcht in größte und dauerhafte Zuneigung zu ihm – und umgekehrt – verwandelte. Läge er aber nur in dem, was er in Bezug auf das Ansehen schrieb, nicht falsch! Einen untadeligen Charakter habe ich zwar, wenn nicht erreicht, so doch eifrig und stetig angestrebt, sofern denn ein untadeliger Charakter gleichzusetzen ist mit Unbescholtenheit, Bescheidenheit, Freundlichkeit, Genügsamkeit, Güte, Fleiß sowie der Wahrung jeder Pflicht oder zumindest dem äußersten Bemühen dazu. Was aber das Ansehen angeht: weil ich selber zu wenig für mich beanspruche, Liebedienerei in gleicher Weise wie Wichtigtuerei, Aufgeblasenheit und schlaue Wortklauberei verabscheue und stattdessen *entblößten Hauptes* und *geraden Blickes* allein darauf bedacht bin, was von der Billigkeit und nach Maßgabe der Nützlichkeit gefordert zu sein scheint, genieße ich bei den meisten ein solches ‚Ansehen‘, dass sie mich weder fürchten noch verehren und ihnen meine Ratschläge und Worte nicht mehr gelten als der Gesang eines Vögelchens *für zwei Obolen*. Es gab sogar Leute, die, um nicht den Eindruck zu erwecken, auf mich gehört, sich meiner Meinung angeschlossen oder mir etwas zu verdanken zu haben, sowohl für ihre eigenen als auch für fremde Angelegenheiten überaus schlecht sorgten. So sehr *verachtet ist die Weisheit des Armen*.

[6] Seitdem ich erkannt habe, dass dies mein Schicksal ist, kümmerge ich mich nur noch um meine Aufgaben, soweit mein Dienst es zulässt – ist es doch für einen glücklosen Menschen immer das beste, nichts zu tun –, und wenn die anderen in öffentlichen wie in privaten Belangen erfolgreich sind, kann ich es leicht ertragen, und wenn sie Schaden anrichten, nehme ich es gelassen hin, da ich sowohl durch meinen Rat als auch durch meinen Widerstand in einem solchen Maß ohne Einfluss bin, dass das, was ich aufbaue, die anderen einreißen und das, was ich ablehne, mit Lob überschütten und in den Himmel heben. Aber ich muss auf meine *Tretmühle* zurückkommen und das Ansehen jenen Eselchen, deren Öhrchen Fortuna mit einer Löwenhaut zugedeckt hat, und Füchslin, die in der Kunst des Schmeicheln und Heucheln wohlgeübt sind, überlassen.

[7] Dort wurde ich – wie denn *nichts von jeder Seite glücklich ist* –, abgesehen von den schulischen Unannehmlichkeiten, überdies zusammen mit den Predigern durch die Beleidigungen eines ehemaligen Bürgermeisters verunglimpft, der bald darauf für seine Unüberlegtheit bestraft und seiner Ämter enthoben wurde. Ferner war der Verdacht aufgekommen, die Sakristei der Mönche sei geplündert worden; dass in diesen auch ich hineingezogen worden war, wurde mir dadurch klar, dass eines Tages plötzlich einige Ratsherren in mein Zimmer eindrangen und alle Winkel sorgfältig durchsuchten. In eben diesem Zimmer hörte ich vor meinem Weggang mehrere Tage und Nächte hindurch ein merkwürdiges und so melodisches Zischen, dass es nicht von einer Schlange, sondern von einem Zauberer zu stammen schien. Und in der Tat nahm ich in dieser Stadt zum ersten Mal wahr, dass ich von magischem Zauber verfolgt wurde; darüber möchte ich mich nicht weiter verbreiten, sondern lediglich versichern, dass die, die meinen, Magier und Hexen hätten, wenn Gott dem Teufel die Zügel lockert – wozu es wegen unserer Untaten, Verfehlungen und unseres Unglaubens kommt –, keinerlei Macht, auf den Körper und die Lebensumstände der Menschen schädigend einzuwirken – ganz zu schweigen von den seelischen Störungen –, entweder glücklich sind, dass sie so etwas nicht kennen, um sie nicht dumm und ahnungslos zu nennen, oder sie, falls sie es wissen und dennoch bestreiten, schamlose Heuchler sind, die glauben, dass ihre Untaten, wenn sie diese mit Hilfe verwerflicher Machenschaften verbergen, weniger Verdacht erregen werden. Die übrigen mögen auf die vortreffliche Mahnung des Dionysios von Halikarnass hören: *Sich selbst in allem zum Maßstab der Nachforschung zu machen und vom Nicht-Geschehen-Sein von etwas zu reden, das geschehen kann, ist ganz und gar selbstherrlich und grenzt an Irrsinn.*

#### *XIX. Wieder Lehrer in Nürnberg (1544-1547)*

[XIX,1] Aber diese Dinge beeindruckten mich nicht sonderlich; mehr verdross mich die fruchtlose Arbeit, und immer wieder plagte mich die Sehnsucht nach einer bekömmlicheren Kost und einer Stadt, in der es mir möglich wäre, die Freundschaft mit gelehrten Männern zu pflegen; doch was von Camerarius in Leipzig und von anderen anderswo unternommen wurde, hatte wenig Erfolg, bis Veit Dietrich mit Zustimmung Melanchthons es dahin brachte, dass ich in Nürnberg eine Stelle bekam, wie ich sie mir wünschte; und was die Behörden, die Schüler und die Freunde anging, so hätte ich dort für meine Begriffe restlos glücklich sein können. Ich unterrichtete zwölf ausgewählte junge Leute; und nach kurzem hatte ich mir durch meine Freundlichkeit und unablässige Gewissenhaftigkeit, wodurch sie spürten, dass für ihre Studien gut gesorgt wurde, bei allen solche Sympathien erworben, dass ich nicht *so viele Feinde wie*

*Schüler*, sondern ebenso viele Diener oder eher Söhne zu haben schien, die mir bereitwilligst Folge leisteten. [2] Um dies durch ein Beispiel zu verdeutlichen: Unter ihnen befand sich Joachim Gruen. Als dieser bemerkte, dass der Wein, der im Spital ausgeschenkt wurde, meinem Magen wenig bekam, und die Pegnitz solches Hochwasser führte, dass man nur noch durch das Wasser hinaus- und hineingehen konnte, zog er seine Strümpfe aus, lief von sich aus geschwind zu einem ihm bekannten Wirt und brachte mir den begehrten Wein, ohne dass ich es ihm aufgetragen hätte. Auch waren die meisten Musiker, sowohl Sänger als auch Instrumentalisten, sodass mir nach dem Mittag- und Abendessen ihre Darbietungen nicht wenig Freude machten. Zudem führte ich sie an sonnigen Tagen zumeist ein bis zwei Stunden zum Spaziergehen vor die Stadt und erlaubte ihnen jede Art von anständiger Erholung und Spiel. Dies hatte zur Folge, dass sie sich mir gegenüber folgsamer und munterer zeigten, die Mühen des Studiums zu ertragen. Es wurde nämlich von ihnen verlangt, früh aufzustehen, den ganzen Tag über den Büchern zu sitzen, eine Zusammenfassung der Predigten, die sie gehört hatten, niederzuschreiben sowie einzeln bestimmte Stellen aus guten Autoren, die von mir an sie verteilt worden waren, vom Katheder aus vorzutragen.

[3] Und so begann ich trotz meines kleinen und unbedeutenden Amtes allmählich bekannt zu werden und mich dem Magistrat mehr zu empfehlen, dem ich zuvor schon durch Herrn Linhart Tucher, Losunger und Pfleger des Spitals, empfohlen worden war. Denn als dieser mich anstellte, richtete er an mich die übliche Mahnung, dieses Amt getreulich zu versehen; an meiner Antwort aber fand er solchen Gefallen – wie ich später von anderen erfuhr –, dass er sie einer Reihe von Ratsherren berichtete. Sie lautete indes folgendermaßen: Mir sei die Schwierigkeit dieses Amtes hinreichend bewusst, und dies umso mehr, als verschiedene Freunde mir keine große Hoffnung gemacht hätten und das Beispiel meiner Vorgänger mir Angst bereite, jedoch würde ich alles in meinen Kräften Stehende unternehmen und es nirgends fehlen lassen. Da aber menschliches Bemühen ohne göttliche Hilfe wenig oder vielmehr nichts zustande bringe, würde ich, falls es schiefege, jederzeit ohne Umstände meinen Platz für Bessere freimachen. Nachdem so gleichsam der Grundstein gelegt war, erreichte ich leicht, dass meine Besoldung erhöht wurde und ich außer anständiger Verpflegung wöchentlich einen Gulden bekam. Diese Lebensverhältnisse gefielen mir so sehr, dass ich darüber hinaus nicht einmal mehr irgendwelche Wünsche hatte und ich fest entschlossen war, in dieser Stellung mein ganzes Leben zu verbringen und unter Verzicht auf alles andere das ehrbare Vergnügen, das die Musen bieten, zu genießen.

[4] Aber es kam ganz anders. Als nämlich plötzlich ein Sturm losbrach, wurde ich, der ich mich schon *im Hafen zu segeln* wähnte, mitten auf den *Ozean der Leiden* hinausgetrieben und entrann nur knapp; gleichwohl entrann ich dank der göttlichen Vorsehung, unerwartet sowohl für mich als auch für gewisse Strolche. So sehr trachtete

man mir nach dem Leben. Ich jedenfalls weiß nicht, was ich darüber sagen oder als Grund dafür vermuten soll. Ich versah mein Amt auf das gewissenhafteste und mit Erfolg; dies hatte mir einen achtbaren Namen und die Gunst gerade der höchsten und gebildetsten Kreise eingetragen; ich behelligte niemand durch Wort oder Tat; allen gegenüber zeigte ich mich freundlich und gesprächig; die Älteren und Ranghöheren respektierte ich, wie es sich gehörte; schließlich las ich Tag und Nacht, soweit meine Gesundheit es zuließ, eifrig gerade die besten griechischen und lateinischen Autoren. Nachdem ich mir so mein Leben eingerichtet hatte und niemanden, zumindest nicht absichtlich und bewusst, kränkte, verließ ich mich auf den – wie sich herausstellte – morschen Schutz durch meine Unbescholtenheit und glaubte, weder Neider noch Feinde zu haben. Aber es geschah etwas ganz anderes. Denn man setzte mir mit Gift und Zauberei so zu, dass mir der Tod erwünschter war als das Leben. Und nicht eher ließen der Teufel und seine Werkzeuge ab, bis sie mich nicht nur aus meinem Amt vertrieben, sondern auch gezwungen hatten, die Stadt zu verlassen.

[5] Im Dezember 1545 wurde ich nämlich an sechs aufeinanderfolgenden Tagen mitten in der Nacht durch einen plötzlichen Schrecken aus dem Schlaf gerissen und unversehens schien ein Tropfen aus meinem rechten Auge herabzulaufen, was zur Folge hatte, dass ich am Ende Angst vor Erblindung – denn mit dem anderen Auge konnte ich nie einen Buchstaben erkennen – bekam. Ich konnte nämlich schon kaum mehr etwas lesen. Nach einigen Nächten Unterbrechung, in denen ich recht ordentlich geschlafen hatte, kam dieser Schrecken wieder und die linke Seite meines Kopfes wurde so verrenkt, dass ich ihn am Morgen nicht heben konnte. Ich aß indes allein zu Mittag und zu Abend und fand bald Würmer, bald kleine Spinnen im Essen; der Wein hingegen wurde oft wie Bier mit Schaum obendrauf serviert. Da nun also aufgrund dessen, was geschah, feststand, dass ich an diesem Ort nicht sicher sein konnte, ersuchte ich den Magistrat dringend um meine Entlassung, und doch bekam ich sie nicht bewilligt, da man der Meinung war, mir werde nicht nach dem Leben getrachtet, sondern ich litte an melancholischen Gedanken, die ich mir infolge meiner unablässigen Studien zugezogen hätte. Allerdings wurde mir zugestanden, für ein bis zwei Monate die Luft und den Ort zu wechseln. [6] Als ich nun das Wildbad aufsuchte, wurde ich mit Gottes Hilfe wieder einigermaßen gesund; und bevor ich nach Nürnberg zurückkehrte, das ich so verängstigt verlassen hatte, dass ich, als ob mich das Spital verfolgte, in zwei Stunden zwei große Meilen zurücklegte, machte ich noch durch die leeren Weiten des Schwarzwaldes durch tiefen Schnee einen Abstecher nach Straßburg zu Dr. Sebald (Havenreuter), in dessen Haus damals mein Bruder zusammen mit Nürnberger Schülern wohnte. Im Wildbad indes wurde ich von meinem Wirt aufgefordert, mich an einen Bauern zu wenden, den Weber Lenhard von Zwerenberg – dieses Dorf liegt im Schwarzwald in der Nähe des Städtchens Wildberg –, der sich darauf verstehe, magische Zeichen und Giftanschläge

durch natürliche Gegenmittel zu bannen. Dieser gab mir verschiedene Kräuter, um daraus einen Aufguss zu bereiten, sowie Kügelchen von mir unbekannter Zusammensetzung, die ich zu Hause in meinem Zimmer auf die Kohlen legen sollte. [7] Was ich freilich damit erreicht habe, weiß ich nicht, und gesetzt den Fall, ich wüsste es, wäre es besser, darüber zu schweigen; das weiß ich, dass ich eine deutliche Veränderung meines Körpers spürte und dass mich ein Landsmann und Freund unter dem Vorwand, mir Glück wünschen zu wollen, mit einem so blutunterlaufenen und ganz geschwollenen Gesicht besuchte, als sei es mit Fäusten oder Knüppeln misshandelt worden. Als ich ihn ohne jeden Verdacht danach fragte, sagte er, damals sei er betrunken gewesen und habe sich im Dunkeln verletzt. Es hieß auch, eine Frau von nicht geringem Stand liege schwer darnieder. Ich hingegen konnte, da meine Widersacher aus einem mir unbekanntem Anlass ihre Machenschaften einstellten, einige Wochen lang recht bequem leben und hoffte, ich würde nun endlich meine Ruhe haben. Aber als derselbe Schrecken und dieselben Gefahren wiederkehrten, bekam ich dank der Hilfe Christoph Gugels (d. J.), um die ich ihn flehentlich gebeten hatte, meine Entlassung vom Rat bewilligt, wobei ich unter dem Zwang und Druck der Gefahr erklärte, falls ich es mit Zustimmung meiner Herren nicht dürfe, sei es besser für mich, auch gegen ihren Willen für meine Rettung Sorge zu tragen als ohne einen Nutzen für irgendwen mein Leben zu verlieren.

[8] Und lange Zeit machten mir auch meine Gönner und Freunde trotz meiner so schlimmen Lage Vorhaltungen und lachten mich aus, als ob ich verrückt sei und mir bloße Hirngespinnste einbildete: was kann einem vom Unglück getroffenen Menschen Bittereres widerfahren als dies? Und vor etlichen Jahren sagte mir einer, und zwar der, dem dies am wenigsten anstand, auch wenn es wahr gewesen wäre – da ein beträchtlicher Teil dieser Schande, so es denn eine gäbe, sich über ihn selbst ergossen hätte –, als er sich bei mir über irgendetwas beschwerte, ich solle doch die Nürnberger fragen, falls ich ihm, wenn er mir Verrücktheit vorwerfe, keinen Glauben schenke. Am Ende jedoch räumten eben diese selben Leute ein, als ich schon im Elsass und in der Schweiz lebte, ein entlaufener Mönch, ein frevelhafter und verbrecherischer Mensch, der bei den Sterbenden im Spital das Klageweib spielte, habe die damaligen Umtriebe gegen mich ausgelöst; es sei von ihm bekannt, dass er ein Magier sei und vieles wisse, was er bei keinem sterblichen Wesen gesehen oder gehört haben könne. [9] Auch wenn es indes möglich ist, dass jener nicht frei von Schuld war, so stand doch als Drahtzieher hinter dieser Sache ein anderer und Mächtigerer, dessen Komplize jener Strolch war, wie vielleicht auch der Apotheker der nämlichen Stätte, indem er meine Speisen und Getränke so präparierte, dass ich einerseits nicht sofort den Tod fand, andererseits aber, falls ich nicht hätte weichen wollen, infolge der stetigen Dosis über einen langen Zeitraum hinweg, ohne dass man Verdacht auf Vergiftung geschöpft hätte, langsam

dahingerafft worden wäre. Ich sehe auch die Möglichkeit, dass ich mir selber in meinem ‚Tierkreis‘ einen Judas heranzog. Ich habe nichts Sichereres in der Hand; mein Verdacht geht in verschiedene Richtungen; ich klage niemand an, weil ich niemand etwas nachweisen kann, *gegen Blindfechter im Dunkeln kämpfend*; unterschiedlich waren auch die Meinungen sowohl meiner Freunde als auch meiner Feinde zu dieser Angelegenheit. [10] Aber ich vermute, dass es nicht einen alleinigen Grund gab, sondern sich gewissermaßen eine Jauche von unrechten Menschen über mich ergoss, von denen die einen fürchteten, ich könnte ihnen *die Fenster verbauen*, die anderen mir jedweden Vorteil missgönnten und darauf aus waren, mich zu vertreiben und meine Stelle zu übernehmen, und die weiblichen Geschlechts es mir verübelten, verachtet oder verschmäht zu werden, was ich, zumindest damals, nicht einmal ahnen konnte, da ich nichts außer den Büchern liebte und gut genug wusste, dass ich kein bisschen liebenswert war. Wenn ich aber solche Anspielungen von meinen Freunden oder von anderen hörte, glaubte ich, dass sie sich über mich lustig machen, und gab ihnen nichts sonst zur Antwort als den bekannten Vers:

„Ich weiß nicht, was Liebe ist: ich liebe nicht noch werde ich geliebt noch habe ich geliebt.“

Darauf sagte einer: „Magst du auch nicht lieben, geliebt wirst du doch.“ Einmal rief auch eine närrische Alte, als sie mich vorbeigehen sah: „Das, das ist er, den wir wollen.“ Und als ich kurz zuvor auf der Straße Georg Joachim Rheticus getroffen hatte und dieser unter anderem auch auf das Handlesen zu sprechen gekommen war und sich meine Hand angeschaut hatte, meinte er: „Bald droht dir von einer Frau große Gefahr.“ Da ich aber mit den Frauen nichts zu schaffen hatte, sondern nur mit den jungfräulichen Musen, kümmerte mich dies wenig und ich lachte vielmehr darüber. Wie es auch immer gewesen sein mag: ich wollte lieber weichen als fallen und mich von diesem unglückseligen Ort an einen sichereren zurückziehen.

[11] Jedenfalls waren die widrigen Einflüsse der Gestirne noch nicht vorüber. Es hielten noch die Wirkungen der Sonnenfinsternis an, die sich im Jahre 1544 nahe des Grades des Wassermanns, in dem, wie ich glaube, mein Aszendent liegt, in solcher Stärke ereignet hatte, dass ich gezwungen war, zwischen neun und zehn Uhr vormittags die Schule wegen Dunkelheit vorzeitig zu beenden. Ebenso war der Mond in Konjunktion zum Mars getreten, worüber sich die meisten Astrologen einig sind, während sie in anderen Punkten – denn mir liegen die Mutmaßungen einer Reihe von ihnen vor – verschiedene Meinungen haben. In meinem Solarhoroskop war der Saturn, der Regent des Aszendenten, nach Vollendung seiner Bahn in dasselbe Zeichen wie in meinem Geburtsbild zurückgekehrt und stand zum Jupiter in dessen Haus, der Himmelsmitte, in Konjunktion. Die übrigen Planeten aber, die sich im sechsten Feld im Zeichen des Löwen zusammenballten, befanden sich zu dem im Untergang stehenden Mond im

Quadrat und verletzten ihn so durch ihre Strahlen, von dem wiederum sie ihrerseits durch den giftigen Stachel des Skorpion verwundet wurden. Diese Position des Saturn bringt meist Veränderungen mit sich, und auf diese hätte Jupiter seinen Gutes wirkenden Schein geworfen, wenn sich die rückläufige Venus nicht geweigert hätte, in sein Haus zu gehen.

[12] Und an dieser Stelle heißt es für mich, meine Feder im Zaum zu halten und vieles mit Stillschweigen zu übergehen, damit niemand, den ich auf gar keinen Fall verletzen möchte, meint angegriffen zu werden. Ich sage nur dies, dass ich auf keine andere Weise, als dass ich die Stadt verließ, meine Ruhe finden konnte.

#### *XX. In Straßburg und Basel (1547-1550)*

[XX,1] Deshalb gab ich die private Schule, die ich auf Bitten einiger Freunde eröffnet hatte, Mitte April 1547 auf, machte in Begleitung Johannes Vischers, der derzeit in Tübingen Medizin lehrt, ein Weilchen in Nördlingen bei meiner Schwester Anna Station und begab mich dann auf den Weg nach Tübingen, Straßburg und Basel, um sowohl meine alten Lehrer und Freunde zu besuchen, als auch vier Reden des Isokrates und zwei des Demosthenes, die ich übersetzt hatte, bei Oporinus drucken zu lassen. Davon hatte ich den ‚Archidamos‘, den ‚Philippos‘ und den ‚Symmachikos‘ (die ‚Friedensrede‘) Christoph Gugel (d. J.) zugedacht, dessen großzügige Gastfreundschaft ich fast ein Jahr lang in Anspruch genommen hatte, den ‚Areopagitikos‘ sowie die beiden Reden des Demosthenes ‚Über die Steuerfreiheit‘ (‚Gegen Leptines‘) und ‚Über die chersonesitanischen Soldaten‘ (‚Über die Angelegenheiten in der Chersonesos‘) Kurfürst Friedrich von Heidelberg, dem Andreas Osiander, der sich auch in wichtigeren Dingen mir gefällig gezeigt hatte, mich empfohlen hatte, weil dieser, wie es hieß, eine Erneuerung der Universität plante. Aber da jener Brief von irgendwem in betrügerischer Absicht unterschlagen und dem Fürsten überhaupt nicht ausgehändigt worden war, vielleicht mit dem Ziel, dass ich gezwungen sein sollte, in hoffnungsloser Lage in meinem ‚Gefängnis‘ zu bleiben, änderte ich mein Vorhaben vor allem auf deine Veranlassung hin, Oporinus, der du sagtest, du wolltest keine *halben Geschichten* drucken. Aber wenn ich den ganzen Autor übersetzte, würdest du mir zu Diensten sein und mir auch meine Arbeit, soweit es deine Mittel und die schweren Zeiten zuließen, vergelten.

[2] Hier widerfuhr mir in einem weitaus unbedeutenderen, aber sonst ganz ähnlichen Zusammenhang dasselbe Schicksal wie den Rednern beim attischen Volk und dem nämlichen Volk bei den Griechen, von dem Demosthenes sagt, es stehe ihm nicht frei, auch wenn es das stärkste Verlangen danach trage, das Ruder des griechischen Staates

abzugeben, dessen Leitung es einmal übernommen habe. Ich dachte nämlich damals, wenn ich mit dieser Arbeit fertig sei, würde mir dank der Fürsprache meiner gelehrten Freunde eine annehmbare Stellung angeboten und ich könnte den früheren Gang meiner Studien wiederaufnehmen. Aber es ist so weit entfernt, dass dies eingetreten wäre, dass ich nun schon über 20 Jahre *in derselben Treitmühle mahle* und beinahe fürchte, gar darin sterben zu müssen. Meine Bibliothek konnte ich allerdings bislang so wenig nutzen, dass ich sie einem großzügigen Käufer zu einem höchst angemessenen Preis überlassen würde; deren

Anblick genieße ich nun, wie, wenn freut den Eunuchen ein Mädchen,

In seine Freude zugleich *Honig und Galle sich mischt*.

Für mich, der ich meinen Wohnsitz wie die Störche ziemlich oft wechselte, war sie jedenfalls eher eine Bürde und eine finanzielle Belastung als ein Nutzen und eine Zierde.

[3] Damals indes kehrte ich in der erwähnten Hoffnung nach Straßburg zurück und arbeitete aus, was du mir aufgetragen hattest, im Hause des sehr namhaften Arztes Sebald Havenreuter, meines alten Freundes, der mir vorher schon in äußerst großzügiger Weise Unterkunft und einen Platz an seinem Tisch angeboten hatte und bis zum heutigen Tag nicht aufgehört hat, mir jedwede Unterstützung angedeihen zu lassen. Bei dieser Arbeit ging ich mit solcher Begeisterung zu Werke, dass ich mitunter an einem Tag zwölf griechische Seitchen schaffte; jedenfalls hatte ich die noch ausstehenden 17 Reden nebst den neun Briefen und den aus drei Autoren entnommenen Viten des Isokrates innerhalb eines Monats fertig. Anschließend verwandte ich ungefähr ein halbes Jahr auf die Korrektur und die Abfassung der Anmerkungen; unmittelbar danach ging mein lateinischer Isokrates in Druck und erschien im Jahre 1548, völlig *leichtfertig* – um mich der Worte Quintilians zu bedienen – *mit der Ehre der Veröffentlichung bedacht*, dennoch mit recht glücklichem Erfolg, obgleich die Entscheidung weniger klug war. Ich verfügte nämlich damals im Griechischen über mehr Übung und bessere Kenntnisse als im Lateinischen und bemühte mich wenig um Reinheit des Stils, in der Meinung, es sei genug, wenn ich den Sinn des Textes so gut wie möglich wiedergebe, sodass man ihn verstehen könne, und im Vertrauen auf die verkehrte Angewohnheit unserer Zeit und unserer Nation, von der Egnatius in Anlehnung an ein Schmähwort des Hegesipp gesagt hat, sie habe das Hirn weder im Schädel noch plattgetreten in den Fersen, sondern in den Fingern, wegen ihrer unbedachten Dreistigkeit, alles und jedes *auf das Papier zu schmieren*, die gleichwohl für mich keine schlechten Folgen hatte. Denn meine Gönner honorierten – wie ich eingangs angedeutet habe – dieses mein erstes und keineswegs sorgfältig ausgearbeitetes Werk großzügig, nicht wenige gelehrte Männer und studierende junge Leute nahmen meinen Versuch mit Beifall auf und bei dieser Gelegenheit wurden mir

Schüler aus Augsburg anvertraut, die ich zwei Jahre bei euch (in Basel) und ein Jahr in Paris unterrichtete. Hierauf wurde ich zunächst von der Familie Fugger aufgenommen und später vom Augsburger Rat zum Lehrer für Griechisch und Latein berufen, welches Amt ich bis heute versehe, mit dem Eifer, den mein Pflichtgefühl verlangt, und dem Erfolg, den der ‚Genius loci‘, mein Schicksal oder die Zeitverhältnisse zulassen.

[4] Während ich indes mich in Straßburg aufhielt, hörte ich, wenn es sich ergab, die Theologen Petrus Martyr, Martin Bucer und Paul Fagius sowie in Philosophie und Literatur Johannes Sturm und Justus Velsius; letzteren, dessen Bekanntschaft mir Christoph Ehem vermittelt hatte, zog ich bei einer Reihe von Stellen (meiner Isokratesübersetzung) zu Rate. Wohlgesonnen war mir auch Bucer, nachdem er einige Arbeiten von mir gelesen hatte, und ließ durchblicken, falls ich in einer Klasse unterrichten wolle, könne ich darauf hoffen, in absehbarer Zeit öffentliche Vorlesungen halten zu dürfen. Ich jedoch befürchtete, dass meine schwächliche Konstitution den Anforderungen von täglich vier Unterrichtsstunden bei einer derart großen Zahl von Schülern nicht gewachsen sein würde, und hielt mich zudem, um die Wahrheit zu gestehen, mehr aus Anmaßung als mit Recht einer höheren Position für würdig. Es ist nämlich nichts Geringes und erfordert nicht geringe Bildung, die griechischen und lateinischen Redner selbst Knaben mit Gewinn zu erklären sowie deren Wesensart, Sprache und Ausdruck mit Hilfe förderlicher und notwendiger Regeln zu schulen und zu formen. Aber so geht es: die Jugend vermag zum einen die Größe der Dinge, die dem Anschein nach klein sind, nicht zu ermessen, zum anderen überschätzt sie sich aufgrund eines überaus schädlichen Irrglaubens selbst und *strebt nach Höherem*. An eben dieser Krankheit litt damals auch ich selber. Hätte ich die Klugheit und Besonnenheit besessen, wie ich sie jetzt, wenn nicht habe, so doch haben sollte, wäre ich überzeugt gewesen, damit eine sehr ansehnliche Stellung und höchst achtbare Tätigkeit bekommen zu haben.

[5] Nach dieser (vertanen) Gelegenheit betätigte ich mich nämlich über zehn Jahre lang mit nicht mehr Lohn, aber weniger Möglichkeiten, meinen Studien nachzugehen, teils als Druckerei-, teils als Hofsklave. Denn als mir, von dir vermittelt, die obenerwähnten Schüler aus Augsburg – von denen nur noch der jetzige Augsburger Ratsherr Konrad Mair am Leben ist, während die übrigen verschiedenen Unglücksfällen zum Opfer gefallen sind – zur Ausbildung anvertraut wurden, aus deren Mitte, wie Gerbellius geradezu prophetisch vorausgesagt hatte, der Bayer allein mir mehr zu schaffen machte als die vier anderen, unterrichtete ich sie, nachdem ich zum 1. April (1548) nach Basel gekommen war, vier Stunden täglich, wobei sie sich Tag und Nacht mit mir zusammen in derselben Stube bzw. Schlafkammer aufhielten, und brachte ansonsten auf deine Veranlassung hin diese ganzen zwei Jahre bis zum 1. Februar (1550) mit der Übersetzung und Korrektur des Demosthenes zu. [6] Nachdem du nämlich als Probe die

‚Chersonesos-‘ und die ‚Leptines-Rede‘ gesehen hattest, meinstest du, ich sei derjenige, gegen den als Übersetzer Demosthenes keinen Einspruch erheben würde, und fordertest mich auf, nicht die Schmähreden meiner Widersacher zu fürchten, was nicht einmal die führenden Häupter der griechischen und lateinischen Redekunst, Demosthenes und Cicero, hätten vermeiden können. Bonifacius Amerbach hingegen versuchte, als er von meinem Vorhaben erfahren hatte, unter dem Schein, meinem anerkennenswerten Unterfangen sein Lob aussprechen zu wollen, unverhohlen mich von einem solchen Wagnis abzuschrecken, indem er erklärte, weder Erasmus noch Budé hätten sich an diesen Autor gewagt. Ich aber, der ich damals weder die Schrift des Dionysios (von Halikarnass) ‚Über die figurierte Redeweise‘ noch die des Hermogenes ‚Über Mittel des kraftvollen Stils‘ kannte, wollte mich lieber deiner Führung und Leitung anschließen und überließ den Pausanias, den ich angefangen hatte, Abraham Löscher, der mir wenig später nach Basel gefolgt war, wo ich mich bei Gelegenheit darum gekümmert hatte, dass er Schüler bekam, die er für einen ordentlichen Lohn unterrichten konnte; diese Gelegenheit nutzte er klüger und erfolgreicher als ich und lebt jetzt – wozu ich ihn, wie eine Reihe weiterer Freunde, von Herzen beglückwünsche –, nachdem er den Doktorgrad in Jurisprudenz erworben hat und dem Vermögen wie dem Rang nach aufgestiegen ist, in glänzenden Verhältnissen in Nürnberg.

[7] Kurze Zeit später kam Ludwig Carinus, ein höchst gelehrter und überaus freundlicher älterer Herr, nach Basel und bot mir an, bei ihm, wenn er mit Hans Fugger – der sich gegenwärtig als einziger aus seiner ganzen Familie noch um seinen Besitz kümmert – nach Frankreich gehe, Unterlehrer zu werden, wobei er mir eine nicht zu verachtende Bezahlung und noch viel großartigere Perspektiven in Aussicht stellte. Anton Fugger werde aufgrund seines Einflusses und seines Ansehens die Eltern meiner Schüler, die unbesorgt dem erwähnten Löscher anvertraut werden könnten, leicht dazu bewegen, mich zu entlassen. Obwohl ich mich daraufhin keinen geringen Hoffnungen hingab, glaubte ich dennoch, zuerst (Sebald) Havenreuter, meinen besten und engsten Freund, auf dessen Klugheit wie dessen Wohlwollen ich mich verlassen konnte, nach seiner Meinung fragen zu sollen, bestieg ein Schiff und fuhr nach Straßburg; und als dieser mir zuriet, versprach ich, mich in die Gewalt von Carinus zu begeben, sofern jener nur achtgebe, dass diese Veränderung mir keine Unehre oder Einbuße bringe. Aber zum einen wäre ich auf der Rückfahrt in Gesellschaft einer Besatzung von äußerst abgehärteten Leuten durch Hitze, Erschöpfung und geschwefelten Wein beinahe umgekommen, zum anderen ging mein Wunsch nicht in Erfüllung, da (Anton) Fugger, um keinen Verdacht aufkommen zu lassen, keinen Basler Bediensteten hatte haben wollen, und schließlich kränkte ich meine früheren Herren, die mir Unstetigkeit vorwarfen, schwer, dreifach unglücklich ob einer leeren Hoffnung geworden; und meinen Demosthenes wie Sisyphus seinen Felsen wälzend, lebte ich in eurer Stadt als

jemand, der dich und die übrigen Drucker und gelehrten Männer zu Freunden hatte, der breiten Masse unbekannt war und den Unrechten aus irgendwelchen Gründen sogar lächerlich erschien; auch war mein Quartier angesichts einer *salzigen Nachbarschaft* nicht genügend angenehm, sondern aus einer Vielzahl von Gründen, die man besser verschweigt, als dass man, wie es heißt, *am See Kamarina rührt*, eher gefährvoll.

[8] In demselben Jahr, in dem ich zu euch kam, rutschte ich beim Spaziergehen oder vielmehr, als ich in recht unvorsichtiger Weise einen steilen Abhang hinabließ, aus und fiel auf den Kopf; wie durch ein Wunder, so scheint mir, kam ich glimpflich davon, indem mein Kopf vollkommen unverletzt blieb und mein rechter Arm nur verstaucht sowie ein Knöchlein gebrochen war, weshalb ich seitdem auf Dauer in diesem Arm weniger Kraft habe und ihn nicht mehr so gut zum Schreiben gebrauchen kann: da bestrafte, wie ich glaube, Nemesis persönlich meine Leichtfertigkeit beim Schreiben und mahnte mich durch diese Art Omen: *Hände weg von der Tafel!* Ich kann mich jedoch noch erinnern, wie du dich darüber empörtest, dass dieses Unglück nicht eher einem faulen und unrechten Menschen widerfahren ist. Aber länger als drei Tage hielt mich dieses Missgeschick nicht auf. Ich war nämlich von einem solchen Verlangen getrieben, meine Demosthenesübersetzung abzuschließen, dass ich meine rechte Hand mit der linken stützte und so nicht viel, aber doch etwas schrieb. Denn jemand, dem ich hätte diktieren können, stand nicht zur Verfügung.

[9] Mit Sebastian Castalio (Castellio), den ich schon, als ich ihn noch nicht gesehen hatte, wegen seiner kunstvollen Epen ‚Prodomos‘ (‚Johannes der Täufer‘) und ‚Jonas‘ bewunderte und liebte, pflegte ich indes einen angenehmen und nützlichen Umgang. Denn zum einen führte ich mit ihm beim Spaziergehen vertraute Gespräche über vielerlei sowohl geistliche als auch weltliche Themen, zum anderen zog ich ihn bei der Verbesserung des Isokrates wie des Demosthenes, was den Ausdruck betraf, zu Rate und zudem unterstützte ich ihn angesichts seiner Bedürftigkeit nach Kräften, da er in sehr dürftigen Verhältnissen ohne festes Einkommen seine Familie durch Druckereiarbeiten, so gut es ging, zu unterhalten versuchte. Ich hatte nämlich, als ich in Basel lebte, mehr Geld als jetzt, da ich vom Nürnberger Rat 100 Joachimstaler und von meinen Schülern außer freier Verpflegung 70 Gulden erhalten hatte, während ich hingegen sehr wenig ausgab. Kommt es doch nicht so sehr darauf an, wie hoch die Einkünfte, als vielmehr, wie hoch die Ausgaben sind, und ist der nicht als reich anzusehen, der viel einnimmt, sondern der, der wenig verbraucht. In Unkenntnis dessen führte der gute Castalio wie mit ihm noch andere törichte Leute, die meinten, ich sei von den Fuggern auf der Stelle vergoldet worden – wie ich beim letzten Reichstag im Jahre 1566 nicht ohne Schmerz und Verdruss von Karel Utenhove, einem jungen Mann mit außerordentlicher Begabung und Gelehrsamkeit, erfuhr –, immer wieder Klage über mich, dass ich, der ich mich während meiner Anwesenheit seiner angenommen hätte,

ihn, seit ich fort sei, im Stich lasse. Aber völlig zu Unrecht. Denn als man ihm nach meinem Weggang Vorlesungen in Griechisch übertragen hatte, glaubte ich nicht, dass er, der zuvor ohne festes Einkommen sich und die Seinen unterhalten hatte, gerade jetzt bedürftig sei; auch hatte er nichts von mir verlangt, und überdies hatte ich selber mit meinen eigenen Dingen *alle Hände voll zu tun*. [10] Außerdem – um die Wahrheit zu gestehen – hatte mich seine Anmaßung etwas gekränkt, da er meine Verse auf seine Bibelübersetzung, obwohl sie ihm zur Ehre gereichten und von solcher Art waren, dass sich weder ich noch er ihrer zu schämen brauchte, hochmütig zurückgewiesen hatte, als wären sie ehrenrührig für sein Werk. Von dir waren sie freilich so beifällig aufgenommen worden, dass du sie ohne sein Wissen bei vielen Exemplaren an den Anfang stelltest. Obgleich ich ferner sowohl in der Vorrede des Demosthenes als auch in einem dem Isokrates beigegebenen Gedicht seiner in ehrenvollerer Weise, als es seinen Verdiensten entsprach, Erwähnung getan hatte, fügte er dem nämlichen Isokrates (ein eigenes Epigramm mit dem) folgenden Pentameter bei:

„– jedoch nicht ohne Castalischen Quell,“

womit er andeutete, falls meine Übersetzung ein gewisses Maß an Kunstfertigkeit aufweise, rühre dies nicht von Wolf, sondern von Castalio her; und was ich ihm aus einem allzu großen Bestreben, meine Dankbarkeit zu bekunden, freiwillig gewährt hatte, das beanspruchte er gleichsam als eine Schuld vermöge seines persönlichen Rechts selber für sich. Er hatte mich indes gemahnt, keine Wendungen zu gebrauchen, die ich nicht bei einem anerkannten Autor belegen könne, mich möglichst eng an den Wortlaut des Autors zu halten und mir nicht die Freiheit zur Weitschweifigkeit herauszunehmen. Das sind so ziemlich alle seine Verdienste, die mich viele Kronen kosteten, freilich nicht, weil er sie von mir verlangte, sondern weil ich sie ihm freiwillig schenkte. [11] Hätten jedoch meine Schüler, die ich an verschiedenen Orten mittlerweile hatte, solche und weitaus zahlreichere andere Mahnungen mit derselben Großzügigkeit vergolten – was ich nicht im Geringsten je begehrt habe –, hätte ich schon längst Gold im Überfluss. Nun schien jener es genauso zu machen wie die Mücke in der Fabel, die, als sie sich auf ein Viergespann gesetzt hatte, sich rühmte, der ganze Wagen werde durch ihre Kraft bewegt. Dies schreibe ich nicht, um ihn – den ich, wie er auch zu seinen Lebzeiten von mir gedacht haben mag, selbst nach seinem Tod nicht zu lieben und zu schätzen aufgehört habe – schlechtzumachen, sondern um mich gegen den Vorwurf der Undankbarkeit zu verteidigen, da ich weit mehr für ihn getan habe als er für mich. Denn wenn meine Werke leben werden, wird sein Name zusammen mit meinem in ihnen leben, und ich habe ihm seine Worte mit Gold bezahlt. Aber unter den Ausländern herrscht ein gewisser Hochmut und heimlicher Hass gegenüber uns Deutschen, über deren Einfalt zu spotten und sich lustig zu machen sie sich als Ruhmestat anrechnen, und – was mir Jacques Goupyl in Paris sagte – bei den meisten

hat sich die Überzeugung breitgemacht, dass nach ihrer Ansicht die Musen allein bei ihnen zu Hause seien und dort ihren ewigen Wohnsitz genommen hätten.

[12] Dieselbe Untugend, Anmaßung verbunden mit Missgunst, bemerkte ich auch bei einem weiteren Angehörigen derselben Nation. Als dieser mir, obwohl ich mit anderen Dingen beschäftigt war, seine Universalgeschichte, die sich damals im Druck befand, fast schon gewaltsam zur Lektüre aufgedrängt und ich, nachdem ich sie mit Wohlgefallen gelesen hatte, in meiner Treuherzigkeit und allzu großen Gefälligkeit einige Verse als Empfehlung für das Werk verfasst hatte, wurde ich mit derselben Hohnsichtigkeit abgewiesen, als offenbar unwürdig, solch bedeutenden Männern ein Lob auszusprechen.

[13] Aber nachdem ich zwei Jahre auf diese Weise bei euch zugebracht hatte und der Demosthenes erschienen war, trug ich, während die Eltern meiner Schüler mich angewiesen hatten, nach Paris zu gehen, dieses Werk auf dem Rücken nach Augsburg, doch wurde ich zu meinem damals erkrankten Gönner nicht vorgelassen, jedoch von Anton Fugger einige Tage lang gastlich aufgenommen und freundlich behandelt sowie nach meiner Rückkehr aus Nördlingen, wo ich meine Schwestern besucht hatte, mit einer portugiesischen Münze im Wert von 10 Dukaten für ein von mir verfasstes Trauergedicht auf seine Gemahlin und seine Kinder beschenkt. Selbiger hätte mich auch – was ich jedoch erst im nachhinein zu spät erkannte – auf seine Kosten nach Italien geschickt, wenn ich es verstanden hätte, *die Gelegenheit beim Schopf zu packen*. <...>, ob dies für mich von Vorteil sein würde. Ich antwortete aber in meiner Einfalt, ich würde zwar sehr gern dieses höchst berühmte Land sehen, doch fürchtete ich mich vor den Missetaten und Verbrechen dieser Nation. Daraufhin sagte er: „Gewiss gibt es dort eine beträchtliche Anzahl gerissener und unrechter Leute, aber andererseits dürftest du kaum irgendwo sonst klügere und bessere Männer finden.“ So verließ ich ihn damals wieder, um nach Basel zurückzukehren, nachdem er mir großzügig seine Dienste zugesichert hatte.

### *XXI. Aufenthalt in Paris (1550-1551)*

[XXI,1] Als ich dort mein Gepäck hergerichtet und die notwendigen Dinge besorgt hatte, trat ich in Begleitung von 16 Berittenen die Reise nach Frankreich an, um ein Jahr später in ganz anderer Begleitung nach Basel zurückzukehren. Am 27. April (1550) trafen wir in Paris ein und wurden dort von Johannes Kielmann, der jetzt württembergischer Hofarzt ist, in allen Belangen unterstützt; wenn ich ihn nicht gehabt hätte, wäre ich, ohne Kenntnis der Sprache und der Gebräuche, in größte Schwierigkeiten geraten. Einige Hilfe erfuhr ich auch von Michel Vascosan und dem

Arzt Jacques Goupyl. Freundlich und wohlwollend begegneten mir Pierre de la Ramée und Adrien Tournèbe. Aber der königliche Professor Jean Strazelius fiel vom Katheder aus geradezu tollwütig über meine Übersetzungen her, während er die Streitreden (des Aischines und des Demosthenes) erklärte. Als ich einmal zufällig seine Vorlesung besuchte und persönlich hörte, wie meine Übersetzung von ihm in bössartiger Weise schlechtgemacht wurde, sprach ich ihn beim Hinausgehen an und äußerte den Wunsch, mit ihm über die Stellen, die er beanstandet hatte, in Ruhe zu diskutieren. Da sagte er: „Jetzt habe ich wirklich keine Zeit; ansonsten kannst du, wann du willst, mich zu Hause aufsuchen.“ „Also werde ich kommen“, antwortete ich. Aber so oft Wolf an die Tür klopfte, so oft war Strazelius nicht zu Hause. Deshalb bekam ich einen heftigen Überdruß und Hass auf die Falschheit dieses Bösewichts und wollte in Zukunft nichts mehr mit ihm zu tun haben. [2] Damals gab es noch einen anderen Dichterling, einen Mann, der im Kopf nicht ganz richtig war, Hubert Susanneau, der, als er mich in der Buchhandlung von Jacques Du Puys erblickt hatte und ich von dem 14-tägigen Ritt noch immer röter im Gesicht war als sonst, sagte: „He, Deutscher, bist du der, der uns den lateinischen Demosthenes beschert hat?“ „Ja“, antwortete ich. Da sagte er: „Uns Franzosen interessiert der Demosthenes nicht, wir sind mit Cicero zufrieden“, und rannte mit den Worten: „Am Gesicht erkennt man den Säufer“, aus dem Laden. Unterdessen fehlte es nicht an Leuten, die, wenn ich auf den Straßen spazierenging, auf mich zeigten, aber nicht mit dem Mittelfinger wie Diogenes auf Demosthenes. Es gab auch etliche Deutsche, die mir zugetan waren; dazu gehörten insbesondere Siegfried Pfinzing aus Nürnberg, ein mit allen Gaben der Natur und des Glücks in reichstem Maße ausgestatteter junger Mann, der nach Meinung aller ein längeres Leben und ein besseres Schicksal – aber die göttliche Vorsehung wollte es anders – höchst verdient gehabt hätte, Matthias Ritter aus Frankfurt, Hieronymus Bopp aus Straßburg, Ambrosius Lobwasser sowie mehrere junge Adlige.

[3] Doch überhaupt nichts war angenehm in Paris; wenn ich in der Stadt spazierenging, bekam ich wegen des Gestanks der schmutzigen Straßen sofort Kopfschmerzen, mein Magen rebellierte gegen das Essen von Fisch, vor allem aber befürchtete ich, dass mich die Sorbonne auf Anstiften meiner Widersacher als Ketzer verbrennen würde. Dieselbe Furcht war auch der Grund, weshalb ich eine glänzende Stellung ablehnte, die mir von Jacques Spifame, Bischof von Nevers und königlichem Gesandten, angeboten wurde, der mich als Begleiter auf seinen Reisen und für seine griechischen und lateinischen Studien, falls ihm einmal Zeit dazu bliebe, haben wollte. Deshalb drängte ich auf meine Rückkehr nach Deutschland zum frühestmöglichen Zeitpunkt, gegen den Willen meiner Dienstherren, denen es lieber gewesen wäre, wenn ihre Kinder (weiterhin) von mir statt von Daniel Oesyander, den ich als Hilfslehrer aus Basel mitgenommen hatte, beaufsichtigt worden wären. Dieser, damals ein junger Mann von, wie ich glaube, noch

nicht 20 Jahren und von erstaunlicher Begabung und Gelehrsamkeit – ich habe nämlich noch eine Anzahl sowohl griechischer als auch lateinischer Briefe von ihm, derer sich selbst ein in Rom oder Athen Geborener nicht zu schämen bräuchte –, wurde durch den Umgang mit den Schweizer Gardisten des (französischen) Königs und das Zuschauen bei Duellen in Italien verdorben und fand, nachdem er dem Markgrafen Albrecht (Alcibiades) und nach dessen Tod Herzog Johann Wilhelm von Sachsen gedient hatte und zu ansehnlichem Wohlstand gekommen war, – falls das Gerücht wahr ist, von dem ich wünschte, es wäre falsch – ein bedauernswertes Ende.

[4] Als ich schließlich die Einwilligung erhalten hatte, versuchte ich eine andere Stellung zu finden und bekam zwei angeboten, die eine bei Johann Jakob Fugger, die andere von Christoph von Carlowitz, der mir Kost und Logis bei ihm sowie 100 Taler versprach, bis am Hof oder an einer Universität des Fürsten Moritz eine achtbare Position frei sei. Mittlerweile habe ich herausgefunden, dass dieser vortreffliche Mann, befasst mit den bedeutendsten Angelegenheiten des Deutschen Reiches und eingeweiht in viele Geheimnisse, sich meine wie auch immer gearteten literarischen Fähigkeiten bei der Behandlung eines Themas von der Art, wie es dem Vernehmen nach Sleidanus zum Verhängnis geworden ist, hätte zunutze machen wollen. Aber aus verschiedenen Gründen war keinem der beiden Angebote ein Erfolg beschieden. [5] Deshalb trat ich um den 5. Februar (1551) die Rückreise nach Basel in Begleitung von Petrus Guinandus aus Savoyen an; und noch bevor ich mich außerhalb der Stadt befand, hatten meine zu engen Schuhe meine Fersen so wund gescheuert, dass sie bluteten. Daher war ich gezwungen, diese wie Sandalen zu verwenden, und kam infolge des tiefen Schnees so gut wie nie mit trockenen Füßen in der Herberge an; und 13 Tage später traf ich auf einem einspännigen Karren, den ich vor Erschöpfung durch die lange Reise im Winter und zur Fastenzeit, auf der ich – zumal in Burgund – außer stark harntreibendem Wein und Schwarzbrot kaum etwas vorgesetzt bekam, gemietet hatte, in Basel ein und wurde weder von dir, Oporinus, noch von jemand anderem sonderlich wohlwollend und freundlich empfangen. Ihr wart nämlich offensichtlich darüber verärgert, dass ich nicht darauf bedacht gewesen war, mein Ansehen zu verbessern, und meine Schüler verlassen hatte. Das aber kümmerte euch wenig, dass ich sie, wenn ich sie nicht als Lebender verlassen hätte, nicht viel später als Toter hätte verlassen müssen.

[6] Dieses Jahr, in dem ich mich in Frankreich aufhielt, oder vielmehr der ganze Zeitraum von drei Jahren, den ich mit der Herausgabe und Überarbeitung des Demosthenes zubrachte, welchen ich zusammen mit dem Isokrates für eine baldige Neuauflage bei Vascosan gelassen hatte, war für mich so gefahrvoll, dass ich beinahe gezwungen bin, dem Aischines Glauben zu schenken, der dem Demosthenes vorwirft, dass er Unglück bringt. *Keinen Menschen, sagt sein Rivale und leidenschaftlicher Ankläger, hat Demosthenes berührt, kein Haus, keine Stadt hat er betreten, ohne sie mit*

*seinem Unglück anzustecken und zugrunde zu richten.* Mir jedenfalls widerfuhr, als ich ihn eifrig studierte und aus ihm Redewendungen und Sentenzen heraus schrieb, das, wovon ich oben berichtet habe; während ich ihn übersetzte, geriet ich in Lebensgefahr; als ich ihn meinem Gönner überreichen wollte, wurde ich nicht vorgelassen; die 50 Exemplare, die du mir als Honorar gegeben hattest, bestimmt für diverse an verschiedenen Orten lebende Gelehrte und Freunde, wurden zusammen mit meinen Briefen von deinem Bediensteten in betrügerischer Absicht unterschlagen oder gingen sonstwie verloren, was ich daraus schließe, dass bis auf ein oder zwei Ausnahmen fast niemand von diesen allen geantwortet oder sich für das Geschenk bedankt hat. Mit welchen Lobsprüchen ich zudem in Paris geehrt wurde, habe ich gerade eben gesagt. [7] Als ferner mein Gönner endlich genesen war, erkannte er mir eine Verehrung von 40 Gulden zu, während mir ein Fuggerscher Bediensteter mit besonderem Einfluss in dieser Familie beinahe *goldene Berge versprochen hatte*. Ich hatte aber auch hier *die Rechnung ohne den Wirt gemacht, meine hochfliegenden Hoffnungen niemandem, auch nicht für viel Geld, zu verkaufen bereit*. Ich dachte nämlich so: Wenn der Isokrates so viel einbrachte, was wird erst mit dem Demosthenes sein? Wenn Nürnberg so spendabel war, was wird erst die Familie Fugger geben, deren königlicher Reichtum wie deren außerordentliche Großzügigkeit gegenüber den Gelehrten allgemein gepriesen wird? Aber mit dieser schönen Rechnung lag ich so daneben, dass ich zugeben muss, obgleich zu meiner Schande – worauf nämlich sollte ein philosophisch gebildeter Mensch mehr bedacht sein als auf Mäßigung seiner Affekte? Was ist dümmer als Unsicheres für sicher zu halten? Was einfältiger als der Freigebigkeit eines anderen ein Maß vorzuschreiben und mit seinem Gönner umzugehen, *als hätte er einen Wechsel unterschrieben?* –, ich kann also, wie gesagt, nicht leugnen, dass ich in meinem ganzen Leben, das von vielen bitteren Erfahrungen voll war, nie eine größere Enttäuschung und Verärgerung verspürte.

[8] Als ich den bewussten Demosthenes zwei Jahre später in der Bibliothek meines Herrn überarbeitete und schließlich veröffentlichte, wobei ich noch den Aischines hinzufügte, brachte er mir kein bisschen mehr Glück. Es war nämlich so weit entfernt, dass mir davon irgendein Vorteil oder Gunstbeweis zuteil geworden wäre, dass ich vielmehr bei meinen Gönnern sogar in Ungnade fiel wegen der beigegebenen ‚Elegie an meinen Bruder‘, die gewisse Intriganten so auslegten, als wünschte ich der Familie Fugger Böses und misstraute ihr, während ich nichts anderes tat als darzulegen, dass die Verhältnisse meines Bruders gesicherter waren als meine, die keine feste Grundlage hatten, sondern am dünnen Faden der ungewissen Gunst der Mächtigen hingen, deren Unbeständigkeit ich weder als erster noch als letzter erfahren musste. Vor allem aber wurde der folgende Vers:

„Tafelfreuden entkräften den Geist und schwächen den Körper,“

sehr geistreich beanstandet, indem der Einwand erhoben wurde, ob es nicht besser sei, von gesunden und wohlschmeckenden Speisen zu leben – sofern die Möglichkeit dazu bestehe – als sich von Rind- und Schweinefleisch, Zwiebeln und Knoblauch oder rohem Gemüse zu ernähren. Dabei wurde ich zu Unrecht auch der Wankelmütigkeit beschuldigt. Ich hatte mich zwar in der Vorrede meiner (ersten) Demosthenesausgabe über die meinen Studien und meiner Gesundheit wenig zuträgliche Kost an den Schulen beklagt; die Tafelfreuden hatte ich aber nicht deswegen angeprangert, weil ich sie etwa missbilligte, sondern weil ich befürchtete, wenn ich sie nicht mehr hätte, mich vergebens nach ihnen zu sehnen und noch weniger als zuvor eine gröbere Kost vertragen zu können.

[9] Aber nunmehr gilt es, den Demosthenes auf sich beruhen zu lassen und endlich nach Basel zu euch zurückzukehren. Dort setzte sich Martin Borrhaus, genannt Cellarius, dafür ein, dass ich für das gleiche Gehalt, das er als Doktor der Theologie bekam, Griechisch unterrichten durfte und durch Arbeit bei den Druckern etwas dazuverdienen konnte. Da aber sowohl das Gehalt sehr bescheiden war – nämlich 36 Kronen – als auch der Frondienst in den Druckereien mir nicht behagte, war ich der Meinung, auf eine andere und bessere Stelle warten zu sollen. Hinzu kam, dass dort vor meiner Ankunft auch noch die Pest begonnen hatte, sich allmählich auszubreiten, und das Wohlwollen und die Beflissenheit meiner Freunde mir gegenüber nicht so waren, wie ich erhofft hatte. Aus all diesen Gründen fasste ich, als endlich mein Gepäck aus Paris angeliefert worden war, den Entschluss, nach Augsburg zu gehen, um nach erfolgter Abrechnung für die drei Jahre und dem Empfang der Bücher, die ich vor meiner Abreise nach Frankreich – jedoch unter beträchtlichem Verlust an Büchern wie an Kleidung – dorthin geschickt hatte, in meiner Heimat oder in Nördlingen auf ein besseres Angebot zu warten.

## *XXII. Im Dienste Johann Jakob Fuggers (1551-1557)*

[XXII,1] Unterwegs besuchte ich Georg Hörmann in Kaufbeuren; nachdem er und Georg Fröhlich mich freundlich aufgenommen und drei Tage lang bei sich behalten hatten, führte ich meine Reise wie geplant zu Ende. Und weil damals gerade Kaiser Karl einen Reichstag, bei dem auch sein Sohn Philipp, der jetzige König von Spanien, anwesend war, in Augsburg abhielt, gab es für mich kaum Platz im Haus des Bürgermeisters Konrad Mair, meines Gönners. Sobald ich nach vielen Hindernissen und kaufmännischen Winkelzügen – denn offensichtlich wollten mich auch jene, aber ein bisschen verdeckter und raffinierter als ihr in Basel, für meinen Weggang aus Paris büßen lassen – bei der Abrechnung – auf diesem Gebiet habe ich auch jetzt noch keine

große Erfahrung – meine Geschäfte zu Ende gebracht und das mir geschuldete Geld erhalten hatte, das nicht mehr war, als wovon ich ein Jahr auf eigene Kosten hätte einigermaßen leben können, rüstete ich mich zur Abreise in meine Heimat. Aber Sixt Birck hatte Johann Baptist Hainzel – dass ich mich dessen wie auch seines Bruders Paul, des Bürgermeisters – Daniel, der mir ebenfalls zugetan war, raffte nämlich ein zu früher Tod hinweg –, Freundschaft und Protektion bereits über eine Reihe von Jahren hinweg erfreue, kann, wer will, anderen Schriften von mir entnehmen – mitgeteilt, dass ich in der Stadt sei; Hainzel hatte mich eingeladen und, wie ich vermute, mit seinem Schwager Johann Heinrich Herwart darüber gesprochen, dass auch er mich zum Mittagessen einladen solle. Als letzterer nach diesem Essen neben verschiedenem anderem, worüber er sich mit mir unterhielt, die Frage aufwarf, was ich denn für Pläne hätte, und ich zur Antwort gab, ich wolle mich in meiner Heimat um meine Gesundheit kümmern und mich nach einer geeigneten Stellung umsehen, sagte er, nachdem er dies vernommen hatte: „Beidem kannst du hier ohne Kosten für dich nachgehen. Denn die Gesellschaft gelehrter Männer macht mir Freude.“ Ich indes begab mich zu ihm, da ich dies für ein nicht zu verachtendes Los hielt, und begann dort meine Übersetzung des Epiktet.

[2] Unterdessen behandelte mich auch Richard Morison, der Gesandte König Edwards VI. von England, als er von meiner Anwesenheit erfahren hatte, mit der größten Freundlichkeit und Großzügigkeit und wollte mich nach England als Erzieher des Herzogs von Suffolk, mit glänzendem Gehalt und zu achtbaren Bedingungen, schicken. Aber seinem Wunsch wie meinem Wohl – auch wenn letzteres ungewiss ist, da bald darauf so schlimme Zeiten für Britannien folgten – stand offenbar das Schicksal entgegen. Denn während eben dies in die Wege geleitet wurde, schied der junge Fürst aus dem Leben, und nicht lange danach wurde ich durch irgendwelche Mittelsmänner zu Johann Jakob Fugger, dem ich den Demosthenes gewidmet hatte, gerufen.

[3] Als dieser mit mir darüber verhandelte, dass ich ihm sowohl für die Abfassung seiner lateinischen Korrespondenz als auch für die Betreuung seiner Bibliothek, von der man besser schweigt, als dass man von ihr nur wenig sagt, und über die ich an anderer Stelle einige Worte verloren habe, zu Diensten sein solle, erreichte er, was er wollte – wozu nämlich soll ich das, was sich in der Zwischenzeit abspielte, ausführlich berichten, wenn man es zum größten Teil in Lukians Schrift ‚Das traurige Los der Gelehrten, die sich an vornehme und reiche Familien vermieten‘ nachlesen kann? –, auch wenn ich – um die Wahrheit zu gestehen – etwas befremdet und noch immer gekränkt war, weil dies nicht der Erfolg der Widmung eines äußerst mühevollen Werkes und höchst bedeutenden Redners war, den ich erwartet hatte. Aber das war offenbar mein Schicksal, um nicht zu sagen mein Ungeschick. Denn als ich gefragt wurde, wieviel ich für meine Dienste bezahlt bekommen möchte, antwortete ich, es gehe mir

nicht darum, reich zu werden, sondern ich sei mit ordentlicher Verpflegung und Kleidung zufrieden. Ich wisse aber nicht, wie hoch die Kosten für den Lebensunterhalt in dieser Stadt seien; sobald ich dies in Erfahrung gebracht hätte, könne ich Genaueres sagen. Einstweilen überließe ich die Sache der Großzügigkeit meines Herrn. Diese törichte Antwort blieb nicht ohne Zustimmung – wenn es nur Zustimmung war und kein Hohngelächter. [4] Von welchem Unverstand zeugte es nämlich, nicht frühzeitig daran zu denken, sich einen Notgroschen für Krankheit und Alter zurückzulegen. Als wäre es ausgemacht gewesen, dass ich in dieser Familie zeitlebens *wie im Prytaneion die Speisung* bekommen würde. Als ich daher meinen Irrtum erkannt hatte, äußerte ich, obwohl mir, wenn ich um Geld bat, soviel gegeben wurde, wie ich haben wollte – ich wollte jedoch nur soviel haben, wie unbedingt notwendig war –, nach Ablauf des ersten Jahres meines Frondienstes die Bitte, mir 100 Kronen im Jahr zu gewähren; und nicht ohne Kränkung meines Herrn bekam ich, während ich am Anfang in gutem Einvernehmen mehr hätte haben können – wer zu Beginn es an sich fehlen ließ und aufgehört hat, sein eigener Herr zu sein, pflegt nämlich alles schwieriger zu erlangen –, 100 Taler im Jahr mit dem Zusatz, wenn mir etwas abgehe, würde ich die Großzügigkeit meines Herrn nicht missen; davon machte ich nur einmal Gebrauch, als ich 60 Gulden erbat, um mich einzukleiden.

[5] Auch wenn ich also in den vollen sechs Jahren und noch darüber hinaus, die ich in dieser Stellung zubrachte, keinen Zuwachs an Geld verzeichnete, erfuhr ich gleichwohl die einzigartige Freundlichkeit der Familie Fugger, indem mir alle Türen offenstanden und mir alle Zeichen der Höflichkeit über mein Verdienst und meinen Rang hinaus entgegengebracht wurden. Obschon in dieser Zeit für meine Studien wenig Gelegenheit war – denn sowohl die Einladungen bei den hohen Herrschaften und die Umherfahreerei als auch die Erstellung der Bibliotheksinventare nahmen mir viel Zeit weg –, veröffentlichte ich den Isokrates griechisch-lateinisch und den Demosthenes in verbesserten Neuausgaben und übersetzte außerdem den Redner Aischines, einen astrologischen Kommentar sowie die Historiker Zonaras und Choniates (ins Lateinische). Doch darüber etwas später.

[6] Wenn jedoch mein Gönner sich meine Begabung genauer angesehen und ich es verstanden hätte, dessen Großzügigkeit zu nutzen, wäre beiden besser gedient gewesen. Dieser wollte mich zu einem Mann des öffentlichen Lebens machen, obwohl sich meine Wesensart dagegen sträubte – *Beim Zeus*, sagte jener Spartaner, *in dem muss etwas stecken!* –, und mir zu höfischen Ehren verhelfen. Aber als er erkannte, dass sich meine biedere Gelehrtennatur dafür zu wenig eignete und ich das Hofleben verabscheute, und zudem ein elender Wicht, *schwärzer als der Skarabäus*, aus Neid und Rivalität heimlich mit allen Mitteln versuchte, meine Gelehrsamkeit herabzusetzen und meinen Charakter schlecht zu machen – der einzige Widersacher, jedenfalls soweit ich bislang

herausgefunden habe, den ich in dieser vielköpfigen Familie hatte, während er zu Anfang größtes Wohlwollen gegen mich geheuchelt hatte –, ließ mich zwar mein Herr, auch wenn er nicht da war, mit allem Notwendigen großzügig versorgen, ansonsten schien er mich nicht sonderlich zu schätzen, jedoch wollte er mich dennoch an seinem Tisch haben wegen einer gewissen Berühmtheit meines Namens. In diesem Luxus erging es mir wie den Spartanern, von denen Aristoteles sagt, sie seien nur zur Hälfte glücklich, da sie, während sie über die anderen herrschten, ihrerseits ihren Frauen zu gehorchen hätten. So bekam ich zwar köstliche Speisen, aber weil mein abstinenter Herr kaum den Geruch von Wein ertragen konnte, wurde meist ein noch ordentlich mit Wasser verdünnter ‚Essig‘ vom Neckar aufgetragen, das reinste Gift für meinen Magen und meinen Darm. Dies hätte ich keinesfalls so lange lebend überstanden, wenn ich nicht – wie oben schon gesagt – mein Bäuchlein gleich darauf mit Muskatnuss und anderen Medikamenten wieder kuriert hätte. [7] Wenn ich jedoch die Gelegenheit wahrgenommen und es verstanden hätte, sie *beim Schopf zu packen*, hätte ich leicht die Erlaubnis bekommen, sowohl sowohl für mich allein essen zu dürfen als auch die Erstellung der Bibliotheksinventare – die mehr Fleiß als Verstand erforderte – meinem Gehilfen, dem ich nur einmal die Methode hätte zeigen brauchen, zu übertragen und stattdessen die griechischen Handschriften, von denen wie auch von hebräischen diese Bibliothek einen riesigen Schatz enthält, teils durchzulesen, teils (ins Lateinische) zu übersetzen und teils im griechischen Original herauszugeben. Ich bin mir sicher, dass mein Herr, ein von Natur aus großzügiger, hochherziger und zugleich auf Anerkennung und Ruhm bedachter Mann, nicht nur nichts dagegen gehabt hätte, sondern ich mir dadurch sogar große Gunst bei ihm erworben hätte. Aber was Aristophanes mit beißendem Spott Kleon vorwirft, das muss ich, obgleich nicht ohne Schmerz und Scham, dennoch voll und ganz auch von mir bekennen, dass ich sehr oft *ein Prometheus (Vorbedenker) erst nach der Tat* war und es vielleicht heute noch bin, indem ich sich bietende Gelegenheiten nicht erkenne oder verstreichen lasse und dann, wenn sie vorüber sind, vergebens herbeiwünsche.

[8] So kam es, dass mein Herr nach dem Tod seiner ersten Gemahlin, Ursula von Harrach, einer außergewöhnlichen und heldenhaften Frau – ich glaube, sie allein war es, die ihren Gatten veranlasste, mich so lange zu behalten, da sie von meiner Redlichkeit und meinem Ruf als Gelehrter angetan war –, langsam nach Möglichkeiten zu suchen begann, mich in Ehren loszuwerden. Und dies zog sich fast zwei Jahre hin, in deren Verlauf ich des öfteren unzweideutige Anzeichen bemerkte, dass ich nicht mehr so hoch angesehen war, zum einen wegen der Kosten, die mein Herr aufgrund der Erfordernisse seiner wirtschaftlichen Lage zu verringern suchte, zum anderen wegen der häufigen heimlichen wie auch bisweilen offenen, jedoch zum Schein als Scherze bemäntelten Beschuldigungen des erwähnten ‚Nigrinus‘ (‚Schwarzen‘) gegen mich. Dazu finden

nämlich die gute Gelegenheiten, welche die Exkrementa Jupiters begutachten und meinen, sie dufteten nach Weihrauch und Myrrhe. Ich erinnere mich, wie eben jener einmal sagte, auf wen durch magische Künste die Krankheiten und Gebrechen eines fremden Körpers übertragen würden, dem könne man mit keinem Heilmittel helfen, und er mir aus irgendeinem Prognostikon, sicher nicht aus dem des Hippokrates, voraussagte, es werde soweit kommen, dass alle meine Glieder ihrer Kraft, wenn nicht ihrer Funktionsfähigkeit beraubt würden. Ach, wäre er diesbezüglich nur ein falscher Prophet gewesen, und hätte ich nicht sehr oft für fremde Unmäßigkeit büßen müssen. Jedenfalls kenne ich an meinem ganzen Körper kein Organ oder Glied, an dem ich nicht irgendwelche Beschwerden hatte, habe oder zu bekommen befürchte, mag dies nun mein Geburtshoroskop anzeigen, böser Zauber verursacht haben oder meine körperliche Verfassung und mein Alter mit sich bringen. Aber weil wir uns hier auf schwierigem Gelände befinden, das voller Verdächtigungen und Anfeindungen ist, wollen wir von hier loskommen und rasch einem ebeneren und weniger beschwerlichen Weg zustreben. [9] Bei diesem Stand der Dinge unternahm Hans Dernschwam, langjähriger Faktor der Familie Fugger, nachdem er aus Altersgründen seinen Dienst quittiert und sich entschlossen hatte, in Neusohl, einer Festung im unteren Ungarn, von seinem Vermögen zu leben, zu seinem Privatvergnügen eine Reise bis nach Konstantinopel und Amaseia, der durch ihren Sohn Strabon bekannten Stadt in Kappadokien, und gewann nach seiner Rückkehr von dort, von wo er die bereits erwähnten Zonaras und Choniatas mitgebracht hatte, Anton Fugger dafür, diese lange vermissten Autoren durch mich griechisch und lateinisch veröffentlichen zu lassen. Das geschah im Dezember des Jahres 1555, und ich bekam Jeremias Mertz, nunmehr Stadtarzt in Augsburg, damals ein begabter junger Mann mit einer schönen Schrift, als Gehilfen, der den griechischen Text abschreiben und meine Übersetzung damit verbinden sollte. Dies war alles leichter zu erreichen, weil Ludwig Carinus, der sowohl bei zahlreichen anderen hohen Herren, als auch insbesondere bei den Fuggern, von denen er die meisten unterrichtet hatte, hoch angesehen war, dieses Vorhaben befürwortet hatte. So verdoppelte sich für mich die Arbeit, da ich zum einen die Bibliothek verwaltete und die lateinische Korrespondenz meines Herrn führte – obgleich der Aufwand dafür nicht groß war – und zum anderen als Übersetzer von umso schwierigeren Werken fungierte, weil ich weder die fremdartigen Buchstaben (der Handschrift) noch den mönchischen Stil gewohnt war, der ich mich zuvor mit griechischen Rednern, Philosophen und Dichtern beschäftigt hatte. Ich will mich aber an dieser Stelle nicht weiter verbreiten, da, falls jemand möchte, er das Übrige den Vorreden zu der byzantinischen Geschichte entnehmen kann.

XXIII. Rektor des Gymnasiums bei St. Anna und Stadtbibliothekar in Augsburg (seit 1557)

[XXIII,1] Ungefähr ein Jahr später, als Augustin Müller, der Syndikus dieser Stadt, gestorben war, der sich als einziger, während seine Kollegen, die übrigen Schulherren, meine Mitarbeit für den Griechischunterricht gewünscht hatten, dagegen ausgesprochen hatte, indem er sagte – was völlig der Wahrheit entsprach –, Matthias Schenck könne und wolle alles, was man von mir erwarte, genauso leisten, wurden mit mir durch Johann (Baptist) Hainzel Verhandlungen geführt, was ungefähr zwei Jahre zuvor der Arzt Gereon Sailer weniger offen versucht hatte, dass ich täglich eine Stunde Griechisch unterrichten solle. Den Schulherren war nämlich von Widersachern und Rivalen des Primarius eingeredet worden, dieser sei der Leitung der Schule nicht gewachsen, während er entweder von ihnen, um ihn nicht zu kränken, gehört hatte oder von sich aus vermutete, er habe mich als Kollegen bekommen, damit ihm ein Teil der Arbeit abgenommen werde. Nach vielen Debatten und Übergriffen von Seiten meines Herrn – weil er nämlich zu dieser Zeit keinen Diener hatte, hatte er angefangen, mich für reine Sklavendienste zu missbrauchen, und ich hatte mich voll Empörung geweigert, dies noch länger mitzumachen – wurde indes die Sache dahingehend entschieden, dass ich mich für ein Gehalt von 300 Gulden (jährlich) der Stadt Augsburg auf fünf Jahre zur Reformierung der Schule, zum Unterricht der griechischen Sprache und zur Verwaltung und Vermehrung der Bibliothek verpflichtete, was ich nicht ungerne tat, ohne zu ahnen, in welches Meer von Intrigen und Mühsalen ich mich kopfüber hineinstürzte.

[2] Ich erkenne also auch hier wieder *die Voraussicht des Epimetheus (Nachbedenkers)*, die mir nicht wenig geschadet hat. Denn als öffentliche Vorlesungen beschlossen wurden, hätte ich dafür sorgen müssen, dass ich nicht in einem gewöhnlichen Klassenzimmer, sondern an einem öffentlichen Ort mit weniger Geringschätzung lehrte. Ich hätte Vorsorge tragen müssen, dass die Änderung der bislang befolgten Methode und die plötzlichen Neuerungen nicht bei vielen Hass und Vorwürfe auslösten; ich hätte das Ärgernis der Inspektion der Klassen – denn wer weiß nicht, dass die Aufseher, wenn sie es mit unrechten und faulen Untergebenen zu tun haben, nichts außer Hass ernten? – ablehnen und stattdessen eine Verdoppelung meines Unterrichtspensums anbieten müssen. Ich hätte die Trennung der Begabteren, die mich hätten hören sollen, von den Schwächeren verlangen müssen. Wenn jene, obgleich es nur sehr wenige waren, von mir gesondert unterrichtet und an schwierigeren Themen aus den Reden des Demosthenes und des Cicero geschult sowie der Ehrgeiz der Bürger wie der Fremden durch eine gewisse Zurschaustellung von Bildung und vorbildlichem Bemühen geweckt worden wäre, so wäre dies besser gewesen, als durch diese Anpassung an die Aufnahmefähigkeit der Schwächeren, die mir anbefohlen wurde, die Hoffnung und

Erwartung von vielen zu enttäuschen und die Studien zum Erliegen zu bringen. Denn *des beginnenden Werkes Antlitz* hätte nach Pindar *ein strahlendes* sein sollen. Das hätten wir, wenn nicht alles, so doch das meiste, entweder zu Anfang durchsetzen müssen oder wir hätten anderswohin gehen sollen, zumal es an achtbaren Zufluchtsmöglichkeiten nicht fehlte. Auch die gegensätzliche Haltung und die verschleierte Absichten gewisser Leute hätten nicht übersehen werden dürfen. [3] Aber das öffentliche Ansehen, der glänzende Eindruck der neuen Aufgabe, die zugestandene Muße zur Pflege der Wissenschaft neben der Arbeit, die mir leichtfallen würde, sowie das Gehalt, von dem ich ordentlich würde leben können, hatten meine Augen so geblendet und meinen Geist so in Dunkel gehüllt, dass ich nichts von dem voraussah, sondern davon träumte, alles werde bequem, mühelos, ungehindert und mit Nutzen für die Allgemeinheit sowie mit Anerkennung für mich verbunden sein. Auch war ich durch meine Schüchternheit gehemmt, um nicht den Eindruck zu erwecken, ohne triftigen Grund in unverschämter Weise Widerspruch zu erheben und mir allzu viel herauszunehmen, weil es nicht Aufgabe eines Bediensteten sei, seinen Herren Vorschriften zu machen, sondern nach deren Vorschrift alles zu auszuführen. Zumal da mir ein Ratsherr, der damals als Baumeister amtierte, ins Gesicht gesagt hatte, aber gewissermaßen im Scherz und mit Ironie: „Du, Wolf, willst uns eine Hohe Schule einrichten, aber das werden meine Herren“ – so nämlich nennt man die Universitäten bzw. pflegen die Ratsherren von sich zu reden – „nicht zulassen.“

[4] Dass für eine Universität kein Platz ist in einer Stadt, die in erster Linie dem Erwerb und dem Vergnügen frönt, sah ich freilich hinreichend vorher. Aber wenn ich vorausgesehen hätte, dass mir die Möglichkeit versagt bleiben würde, meine durch die Arbeit von vielen Jahren erworbene Gelehrsamkeit, wie bescheiden sie auch sein mag, einem größeren Kreis zu vermitteln, hätte ich mich vielleicht rechtzeitig anders entschieden; und nicht wenige gelehrte Männer äußerten ihren Unmut darüber, dass sich meine Fähigkeiten bei diesem Elementarunterricht für Knaben gleichsam abnutzten und mein Geist abstumpfe. *Es ist nämlich niemals möglich, meine ich* – sagt Demosthenes –, *dass diejenigen, die sich mit Geringem und Gewöhnlichem beschäftigen, eine große und starke Gesinnung bekommen*; wie es auch nicht möglich ist, dass sie bei denen, die sich mit Bedeutendem und Großartigem beschäftigen, klein und beschränkt ist. *Denn von welcher Art die Tätigkeiten der Leute jeweils sind, so muss notwendigerweise auch ihre Gesinnung sein.* Wenn ich aber nun nach 14 Jahren Gestammel vor einer gelehrteren und zahlreicheren Zuhörerschaft sprechen oder lehren müsste, fürchtete ich in der Tat, mich zu blamieren, nicht etwa weil mir ein mittelmäßiges Faktenwissen und Kenntnisse in den ‚Artes‘ oder die Fähigkeit, aus dem Stegreif zu reden, sonderlich mangelten – obgleich ich spüre, dass mein Gedächtnis etwas nachlässt –, sondern weil die Gefahr bestünde, dass ich wie Scipio bei Cicero *die Augen fortwährend auf die Erde richtete*

oder vielmehr *am Boden kröche* und glaubte, im Augsburger Klassenzimmer die Knaben Beta und Alpha zu lehren. [5] Sooft jetzt bei meinen Vorlesungen gebildete Fremde – was öfter geschieht, als mir lieb ist – erscheinen, schäme ich mich jedenfalls ungemein sowohl für mich als auch für meine Zuhörerschaft; und die fortgeschritteneren jungen Leute, die hierher gekommen sind, haben mich nach ein- oder zweimaligem Zuhören satt und reisen sogleich wieder ab, wobei sie sich darüber beklagen, dass Wolf einen so kindischen Unterricht halte. Das muss ich, wenn ich nicht lieber *an die Wand reden* möchte, meistens notgedrungen tun, da ich selten Schüler mit auch nur mittelmäßiger Begabung bekomme und der größere Teil über den besseren siegt. Dies hat dazu geführt, dass ich vieles, das ich aus guten Autoren zusammengetragen hatte, während der Vorlesungen wieder verwarf, und, weil ich diese Papiere zerrissen habe, meine kurzen Kommentare zu Cicero und Isokrates, die nicht in einem Guss entstanden sind, an einer Reihe von Stellen über Gebühr knapp und dürftig sind und vieles vielleicht nicht Druckenswerte enthalten, das aber dennoch nicht nutzlos ist, schon deswegen, damit es den jungen Leuten vor Augen hält, dass die, ich will nicht sagen, die Juristen und Mediziner werden möchten, sondern die sich die Dialektik und Rhetorik aneignen wollen, es verkehrt machen, wenn sie nicht in der Grammatik das Fundament dafür ordentlich gelegt haben, weil es sonst *geschehen wird*, wie Quintilian sagt, *dass alles, was sie darauf aufbauen werden, zusammenstürzt*.

[6] Im übrigen ging ich zu dieser Zeit, von der Übersetzung des Zonaras und des Choniatos erschöpft, ins Wildbad, weniger meiner Gesundheit halber als in der Absicht, mich auszuruhen und den Anschlägen zu entgehen, die, wie ich vermutete, gegen mein Leben unternommen wurden; und nachdem ich von dort um den 13. August (1557), meinem Geburtstag, hierher zurückgekehrt war, zog ich in das Haus von Ulrich Fugger, der mir schon vorher von sich aus großzügigerweise Kost und Logis bei ihm angeboten hatte. Obschon mir an diesem Ort alles Notwendige reichlich zur Verfügung gestellt wurde und die persönliche Freundlichkeit meines Herrn zu mir einzigartig war, weiß ich angesichts der wirtschaftlichen Zerrüttung und im Verborgenen schwärender Dinge, die fünf Jahre später, was ich wahrlich bedauerte und noch immer bedaure, *in die Haft mündeten*, gleichwohl nicht, ob dieser Glanz mehr meinem Vermögen abträglich war – jedenfalls sparte ich mir in diesem Haus nur ganz wenig Geld zusammen, vielmehr zerrann mir fast alles, ohne zu wissen wie, unter den Händen – oder meiner Gesundheit und meiner Philosophie schadete. Bisweilen kam es auch zu Kränkungen, teils aufgrund von Beschuldigungen nichtsnutziger Leute – um nichts Schlimmeres zu sagen –, teils wegen meiner Freimütigkeit, die mich gewisse unverschämte Klatschgeschichten mit der gleichen Unverschämtheit zurückweisen ließ.

[7] Schließlich wurde ich im September 1562 infolge des Unglücks meines Gastgebers entgegen meiner Erwartung und nicht ohne viele Schwierigkeiten gleichsam in die

Freiheit entlassen, und als ich mir ein Häuschen gemietet hatte, irrte ich zunächst von hier nach da, um mein Essen zu bekommen, und gründete letztendlich im darauffolgenden Jahr einen kleinen Hausstand, für den, mochte er noch so sparsam sein, wegen mehrerer außerplanmäßiger Ausgaben, die ich, vielen Verpflichtungen unterworfen, ohne meine Ehre zu beschädigen, weder einstellen noch verringern kann, mein Gehalt anfangs unmöglich genügt hätte, wenn nicht von anderswoher etwas hinzugekommen wäre. Und ich glaube, es geschah in der Tat durch göttliche Vorsehung, dass der großmütige und hochherzige Herr Karl Villinger die von ihm nachdrücklich von mir verlangte Übersetzung des Suidas (der ‚Suda‘) mit 200 Gulden entlohnte und die Stadt Augsburg mich wegen der Widmung meines kurzen Kommentars zu Ciceros ‚De officiis‘ (‚Von den Pflichten‘) mit 50 Goldgulden bedachte. [8] Dies hatte zur Folge, dass ich sowohl Schulden vermied als auch meinen wie auch immer beschaffenen Besitzstand in der bisherigen Weise bewahrte bis zum Jahr 1566, als die Verheiratung meiner Nichte Ursula Strauß, mit der Dr. Johannes, der Sohn meines Kollegen Matthias Schenck, Stadtarzt in Nürnberg, die Ehe schloss und der ich ein Viertel meines Geldes als Mitgift zugesagt hatte, mein Vermögen verringerte und dazu führte, dass die Ausgaben die Einnahmen überstiegen und geringe Hoffnung bestand, die Summe von 800 Gulden, wovon 100 abgingen, wieder zu erreichen. Aber darum Sorge ich mich wenig, wenn es mir nur, solange ich lebe, an nichts mangelt; meine Erben werden das, was übrig sein wird, mit dankbarer Gesinnung annehmen müssen, da es von mir unter größten Mühen erworben und verteidigt wurde. Ich glaube nämlich, es gibt keinen Handwerker, der, wenn er dieselbe Beharrlichkeit beim Arbeiten gezeigt hätte – jedoch auch Sparsamkeit, die mir fehlte, geübt hätte –, ohne einen Unterschied zwischen Feiertagen und Werktagen zu machen, *in der Meinung, auch ein Festtag bedeute nichts anderes, als seine Pflicht zu tun*, nicht einen größeren Ertrag aus seinem Arbeitseifer erzielt hätte. Auch ich hätte vielleicht etwas zusammenbringen und mein kleines Vermögen ein Stück weit vermehren können, wenn ich mehr aufs Geld aus gewesen und damit sparsamer umgegangen wäre, Verwandten und Armen weniger zugeschossen und nicht für meine Bibliothek, die ich wegen meines Frondienstes und meiner Veröffentlichungen zu wenig nutzen konnte, über 1000 Gulden ausgegeben hätte, eine alles andere als gewinnbringende Warengattung.

[9] Aber dass ich mein Geld so angelegt habe, reut mich nicht. Bei welchem anderen Vergnügen nämlich hätte ich, ein Mann *ohne Frau, ohne Kind* und, wie Epiktet von Diogenes sagt, *ohne Anhang*, meinen Geist erholen können, sofern ich mich nicht damit beschäftigt hätte, meine Bücher, wenn nicht zu lesen, so doch nach einem bestimmten Prinzip zu ordnen? Falls du vielleicht danach fragst, was für ein Prinzip das ist, bin ich gern bereit, wegen der studierenden jungen Leute auch darüber etwas zu sagen, *jedoch muss ich zur Begründung meiner Absichten ein wenig weiter ausholen*. Ich träumte

ständig davon – denn welches andere Wort sollte ich verwenden, da diese Hoffnung leerer als ein Traum war? –, irgendwann an einer namhaften Universität oder einem besser besuchten und anspruchsvolleren Gymnasium eine Stelle zu erhalten. Dafür, glaubte ich, sei mir eine sowohl breitgefächerte als auch umfangreiche Bibliothek vonnöten, damit ich mich, gleich welcher Art das Fach oder die Autoren seien, deren Vermittlung ich übertragen bekäme, ihrer Erklärung mit möglichst reichem Ertrag für die Jugend und etwas Beifall für meinen Arbeitseifer widmen könne. [10] Dies hatte zur Folge, dass meine Bibliothek nach und nach größer wurde und bis zu einer solchen Zahl (von Bänden) anwuchs, dass sie in zehn verschiedene Abteilungen unterteilt wurde: Theologie, Jura, Medizin, Philosophie – bei ihr steht ihre Hilfswissenschaft, die Dialektik, wie auch bei den übrigen Autoren die Kommentare –, Mathematik, Philologie, Geschichte, Dichtung, Rhetorik und Grammatik, die neben den eigentlichen Lehrbüchern auch Lexika, Wortkunden, Sprachuntersuchungen, Stilkunden und anderes dergleichen umfasst. Beim Zusammenbinden wurde das Augenmerk darauf gelegt, nur Kleinschriften aus demselben Gebiet miteinander zu vereinigen und, falls welche ursprünglich aus Unkenntnis oder Ungeduld falsch zusammengebunden worden waren, sie auseinanderzureißen; dies kostete mich Geld und verunstaltete einige der Kleinschriften ein bisschen. Es wäre mir jedoch lieber, ich hätte genauer darauf geachtet, immer nur die großformatigsten und am größten gedruckten Bände zu erwerben und rechtzeitig die Schärfe meiner Augen zu schonen, wie es angeblich die Löwen mit ihren Krallen tun. [11] Aber nicht immer bestand die Möglichkeit, aus der Fülle eine Auswahl zu treffen, und ich war gezwungen, viele gute Autoren, insbesondere griechische und von Aldus Manutius gedruckte, in fremden Bibliotheken zu lesen und mir Bestimmtes herauszuschreiben, da von der alten Auflage keine Exemplare mehr übrig sind und es wenige gibt, die bereit sind, diese Ausgaben nachzudrucken, abgeschreckt vor allem durch den schleppenden Absatz infolge der geringen Zahl derer, die ernsthaft Philosophie betreiben und nach dem Beispiel Ciceros *mit dem Lateinischen das Griechische zu ihrem Nutzen verbinden*. Wen gibt es denn schon in unserem Deutschland, der die zehn (attischen) Redner, den Pausanias, die Kommentare des Hermogenes, das ‚Horn der Amaltheia‘, die griechischen Epistolographen, die alten Rhetoren, die Kommentare zu Platon und Aristoteles sowie eine Reihe weiterer bedeutender Druckwerke entweder hat oder zu einem annehmbaren Preis auftreiben kann? Ich jedenfalls könnte, obgleich ich früher schon in dieser Hinsicht beinahe verschwenderisch war, nicht einmal jetzt, vom Alter und der Arbeit erschöpft, es ertragen, dass mir bewährte antike Autoren fehlen, falls ich sie zum Kauf angeboten fände, wenn auch mein Gesundheitszustand mir immer wieder leise sagt, dass Geld gespart werden muss, und die schwierigen Zeitverhältnisse mahnen, auf die

Wechselfälle des Schicksals gefasst zu sein, damit uns, falls wir anderswohin gehen müssen, nicht unser Gepäck behindert und wir ohne Reisegeld dastehen.

[12] Aber erstens wird Gott sich dies angelegen sein lassen – was nämlich, wenn *das mit großem Bemühen zusammengebrachte Geld* durch Betrug, Brand oder Diebstahl abhanden kommt? –; zweitens konnte auch ein Midas nichts von seinem Gold in die Unterwelt mitnehmen; drittens verwehrte ihre Bedürftigkeit den heiligen Männern der alten Zeit nicht den Zutritt zum Himmel; und schließlich werde ich, zu welcher Stunde und durch welche Art von Tod auch immer ich von Erden abgerufen werde, dort mehr hinter mir zurücklassen, als ich dorthin mitgebracht habe. Gebe Gott der Allmächtige, dass ich dann wahre Reue und den festen Glauben an die göttliche Barmherzigkeit, welches die höchsten und einzigen Reichtümer eines Christen sind, bei mir habe. Dass sich dieser Wunsch für mich erfüllen wird, lässt mich nicht meine Tugendhaftigkeit, von der keine Rede sein kann, sondern die Milde unseres Erlösers Jesus Christus glauben. Von dem Alter an, in dem ich über ein gewisses Urteilsvermögen zu verfügen begann, wünschte ich mir keine Vergnügungen, keine Reichtümer und keine Ehren, sondern *einen gesunden Geist in einem gesunden Körper* und einen glücklichen Heimgang aus diesem Leben, der mich auch allein, sollte ich auf Ersteres verzichten müssen, überreich beglücken wird. [13] Denn ich erfuhr in der Tat eine solche Süße dieses Lebens, dass ich, wenn ich die Wahl hätte und es etwas Drittes nicht gäbe – was gegen die Verheißung der Propheten, Apostel und Christi selbst auszusprechen Sünde ist –, den *Seelentod* Epikurs der *Seelenwanderung* oder *Reinkarnation* des Pythagoras bei weitem vorzöge. Daher pflege ich des öfteren zu nächtlicher Stunde, wenn ich bei klarem Himmel *jenes ewige Haus* – wie Cicero sich ausdrückt – und den göttlichen Glanz der Gestirne betrachte, sowohl zu denken als auch zu meinen Freunden zu sagen, wenn ich einmal hinaufgestiegen sei, würden mich kein Pythagoras und keine Pandora überreden können, noch einmal hinabzusteigen, und ich würde lieber Durst leiden – obgleich es bei den Himmlischen weder für Durst noch für Hunger noch für sonst eine Form von Not oder Mangel einen Platz gibt –, als am *Becher der Lethe* auch nur *mit dem Rand meiner Lippen zu nippen*. [14] Ich habe nichts auf Erden, keinen Menschen, keine Sache, keine Hoffnung, die mich mit ihren Banden oder ihren Verlockungen auch nur eine Stunde aufhielte, dagegen so ziemlich alles, das dazu auffordert, dem Tod freudig entgegenzugehen: einen von vielen Krankheiten, Unglücksfällen und ständigen Anstrengungen und Schmerzen entstellten, geschwächten und entkräfteten Körper, ein Schicksal, das sich fast allen meinen Vorhaben hartnäckig widersetzt, Mühsale und Beschwernisse in großer Zahl, treulose und hinterhältige Freundschaften, eine dürftige, erschöpfte und infolge des Alters erschlaffte Begabung, Neider und Gegner meiner Veröffentlichungen, wenn nicht mehr als dankbare Leser und ehrliche Beurteiler – dies kann nämlich, glaube ich, niemand mit Recht behaupten, da ich weiß, dass meine

Arbeiten von sehr vielen mit Beifall und Glückwünschen aufgenommen und von den gelehrtesten Männern mit den ehrenvollsten Lobsprüchen gerühmt werden –, so doch gewiss viel mehr und erbittertere, als mir lieb wäre, einen Schlaf schließlich – es heißt, dass er die Dummen den Klugen und die Unglücklichen den Glücklichen gleichmacht, und Sokrates zieht einen ruhigen und von Träumen freien Schlaf jedem anderen menschlichen Glück vor –, der bisweilen ganz ausbleibt, meistens kurz und häufig unterbrochen und unruhig ist und der den Körper fast schwächer und kränker erwachen lässt, als dieser es beim Einschlafen war, was Hippokrates bei Krankheiten als Vorzeichen eines nahen Todes deutet, Theophrastus Paracelsus aber den Trugbildern und dem hemmungslosen Treiben von Hexen zuschreibt. Und diese Dinge dürfen nicht dem beschwerlicher werdenden Alter zur Last gelegt werden, da meine Jugend und selbst die Zeit als junger Mann nicht viel besser waren. Daher lässt mich nicht die Süße des Lebens dieses weiterführen, sondern der Wille Gottes, die sündhafte Tat, *den nach göttlichem Ratschluss zugewiesenen Posten ohne Befehl des Heerführers zu verlassen*, sowie die Erwartung einer größeren und reineren Schau der göttlichen Dinge, die hier zu beginnen und im Jenseits zu vollenden ist.

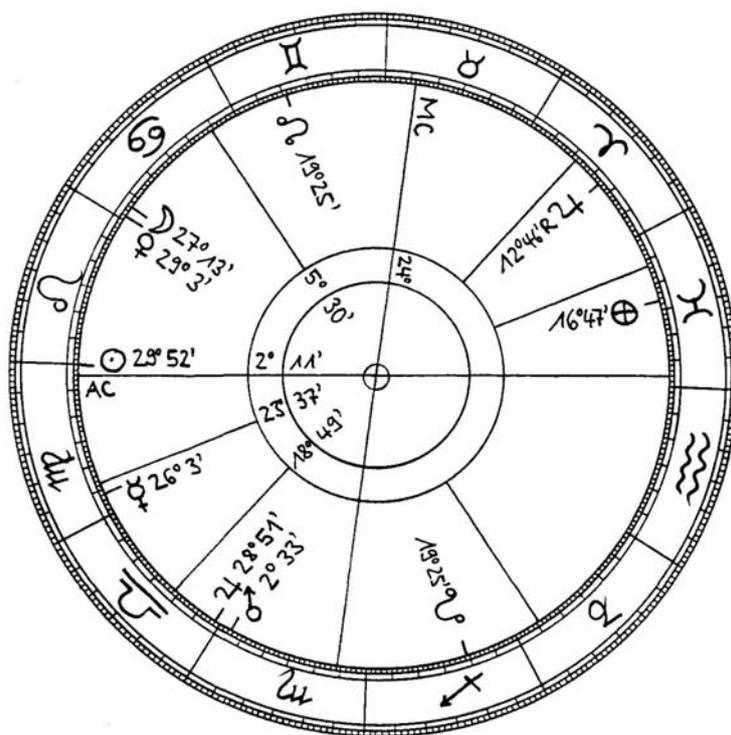
[15] Ich würde freilich lügen, wenn ich verneinte, dass ich mitunter ziemlich heftig von Furcht vor dem Tod erschüttert werde, nicht etwa weil er das Ende des Lebens bedeutet, sondern weil er alle vor das heiligste Gericht der göttlichen Gerechtigkeit bringt. Wer wollte vor diesem auf seine Unschuld vertrauen, da wir alle in höchstem Maße schuldig, von unfrohen Gedanken erfüllt, durch eitle und unrechte Reden unrein, in Missetaten und Verbrechen jeglicher Art verstrickt und bar jeder Tugendhaftigkeit sind? Es ist nämlich so weit entfernt, dass jene heldenhaften Tugenden Glaube, Hoffnung, Liebe in uns leuchteten, dass bei den meisten die letzten verbliebenen Funken ihrer Natur erloschen zu sein scheinen. Wer darüber gründlicher nachdenkt, wie kann der unbesorgten Gemütes sein? Daher *ist es dringend geboten* und über alle anderen Dinge zu stellen, dass wir im Hafen der durch Jesus Christus verheißenen Barmherzigkeit rechtzeitig Zuflucht suchen und im Vertrauen auf ihn allein und in seiner alleinigen Fürsprache einen Halt finden. [16] Das also ist, für mich jedenfalls, der einzige Grund, den Tod zu fürchten, da das Leben an sich von äußerst geringem Wert ist und ich oftmals zahlreiche und lang anhaltende Peinigungen ertragen musste, die schlimmer und abscheulicher, wie ich glaube – ich kann nämlich nicht als sicher hinstellen, was ich nicht selber erfahren habe. Aber dennoch lassen die vielen, die ganz sanft gleichsam entschlafen, eine solche Vermutung zu –, als der Tod selbst wären, und nicht falsch erscheint mir, was Erasmus geschrieben hat, dass nicht so sehr der Tod selbst als der Weg und der Zugang zum Tod, das heißt die Qualen der Krankheiten und die inneren Ängste, schlimm und furchtbar seien. Dass ich jedoch mein gebrechliches Körperchen mit einer ziemlich genau befolgten Ernährung und ausgesuchten Arzneimitteln wie *ein*

*baufälliges und einsturzgefährdetes Haus* gleichsam mit Pfosten und Balken abstütze, das geschieht nicht aus Liebe zu einem längeren Leben, sondern aus Furcht vor noch größeren Peinigungen; dass diese, mögen sie körperlicher oder seelischer Art sein, das schlimmste Übel sind, dürfte, wie ich meine, niemand, der solches erfahren hat, bestreiten, was auch immer gewisse Möchtegernphilosophen, die nichts zu tun haben und mit ihren Träumereien glücklich sind, gegen das allgemeine Empfinden, die übereinstimmende Erfahrung und die Autorität der Heiligen Schrift daherreden.

[17] Aber ich lasse dies dabei bewenden und kehre zu meinen Werken zurück, derentwegen dieser kurze Bericht hauptsächlich begonnen wurde. Nachdem ich also in der Fuggerschen Bibliothek den Demosthenes und den Isokrates überarbeitet sowie den Aischines, den Kommentar zu Ptolemaios, den Zonaras und den Choniates übersetzt hatte, erntete ich für meine weiteren Arbeiten weder Lohn noch Dank, aber die beiden Letztgenannten, der eine ein Mönch, der andere ein Halbbarbar – in der Augsburger (Stadt-)Bibliothek befindet sich nämlich ein Choniates in der damals gebräuchlichen Volkssprache, der sehr viele, für mich unverständliche barbarische Wörter und Ausdrücke enthält und nicht von mir hätte übersetzt werden können, wenn nicht ein anderer – Alexandros Chartophylax aus Konstantinopel, wie ich glaube – die Paraphrase, die dann veröffentlicht wurde, verfasst hätte –, ließen, was ihre Freigebigkeit betraf, die Väter der griechischen Beredsamkeit, die mir außer dünnen und leeren Worten, mögen sie auch kunstreich und formvollendet sein, nichts gegeben hatten, in weitem Abstand hinter sich und legten den Grundstock zu meinem Vermögen, indem mir von meinem Gönner für jede Seite ein Gulden gezahlt wurde, was schließlich eine Summe von 372 Gulden ergab. Als jemand in der Vorrede gelesen hatte, wie ich meinem Gönner für diese Erkenntlichkeit mit ganz besonderen Worten meinen Dank aussprach, vermutete er, ich sei von ihm geradezu vergoldet und mit jährlichen Bezügen, wie es König Franz von Frankreich zu tun pflegte, bedacht worden; doch nachdem er die genannte Summe erfahren hatte, lachte er über meine Albernheiten, der ich *aus einer Mücke einen Elefanten gemacht* hätte. [18] Aber die Entlohnung war zum einen an sich keineswegs zu verachten, wenn du unsere Nation und unsere Zeit in Betracht ziehst, welche die Stimmen der Musen nicht derselben Ehre für würdig befindet wie die *Rechtsverdreherei*, zum anderen war sie nach meinem Dafürhalten sehr hoch und äußerst stattlich, da mir bis dahin mein Frondienst keine Zunahme, sondern eine Verringerung meines kleinen Vermögens gebracht und ich nie etwas außer den zum Leben benötigten Zuwendungen gewünscht hatte. *Denn die gleiche Wonne ist es – spricht Euripides –, sich über Großes zu freuen wie über Kleines glücklich zu sein.* Und wenig später kam das öffentliche Amt als Lehrer hinzu, in dem ich bis heute tätig bin, mit einem Gehalt von 300 Gulden; darüber habe ich eben einiges gesagt, und wer mehr wissen möchte, der lese die Vorrede zu meinem kurzen Isokrateskommentar, die durch

ein Versehen des Druckers – das nämlich kann ich ohne Kränkung von irgendwem sagen, aber *am See Kamarina zu rühren* und eine Flut von Verdächtigungen auszulösen, liegt weder in meiner Absicht noch ist es zweckmäßig – dem Autor selbst, wie ich am entsprechenden Ort noch darlegen werde, vorangestellt wurde.

[19] Lange vorher aber erklärte mir Cyprian Leowitz, nachdem er sich mein Solarhoroskop angeschaut hatte – diese hatte ich damals schon bis zu meinem 60. Lebensjahr fertig vorliegen –, darin werde mir eine plötzliche Erhöhung sowohl meiner Geldmittel als auch meiner Stellung verheißen. Das Horoskop sah indes folgendermaßen aus:



(13. August 1555, 17:19:49 Uhr)

Und in der Tat täuschte er sich mit seiner Voraussage nicht. Denn gegen Ende des Jahres (1555) wurde mir zum einen jener einträgliche Mönch zum Übersetzen gegeben, zum anderen wurde die Rektorenstelle wieder ins Gespräch gebracht und zudem wurde mir ganz offen die Heirat mit einem hübschen und begüterten Mädchen angetragen. Letzteres lehnte ich mit Bedacht ab, sowohl in Erinnerung an meinen Vater, den ich oft hatte sagen hören, nur wenige aus der Familie Wolf seien glücklich verheiratet gewesen, als auch auf die Warnung des Carinus hin, der mir ein kürzeres Leben prophezeite, falls ich von diesem Lotos kostete, der einen Mann, der *wie ein Strich* aussehe und seinen Zenit bereits überschritten habe, auch die Philosophie vergessen lasse; die beiden erstgenannten Dinge führten nach vielen Mühsalen und Quälereien zwei Jahre später

endlich zu einem greifbaren Ergebnis und wogen die überaus bitteren Wurzeln mit einiger Süße der Früchte auf. Denn während ich Tag und Nacht an der byzantinischen Geschichte arbeitete und auf meine gewohnten Spaziergänge verzichtete, verspürte ich eine starke Schwäche meines Magens, wengleich diese vielleicht eher einem Becher zuzuschreiben ist, in dem sich kein *Sorgenlöser* befand. Aber es ist genug und mehr als genug, (wenn ich sage,) dass ich diesen und noch sehr viele andere von der Art ausgetrunken habe und durch Gottes Beistand und die Wirkung der Gegenmittel des öfteren dem bereits gegenwärtigen Verderben entronnen bin; auf derlei sollen die anderen ihre Neugier richten, *mir indes ist die Zunge gebunden*.

[20] Nachdem ich also zwei Jahre später das Lehramt für Griechisch sowie die Reform der Schule übernommen hatte und ich genau an meinem Geburtstag von Ulrich Fugger in ehrenvoller und großherziger Weise in sein Haus aufgenommen oder vielmehr beinahe entführt und verschleppt worden war, sah ich mich einige Tage lang in den Klassen der Schule bei St. Anna um – damals waren es vier, nunmehr sind es sieben geworden nebst dem von Hörern aber fast verwaisten Auditorium –, beobachtete die Methoden, nach welchen gelehrt und gelernt wurde, und unterbreitete dem Magistrat mein Gutachten, bei dem mir, wie ich gestehe, die zu diesem Thema veröffentlichten Büchlein von Michael Toxites und vor allem von Johannes Sturm geholfen haben, auch wenn sich nur ein sehr geringer Teil davon auf mein Vorhaben übertragen ließ; da mein Gutachten von allen, denen etwas daran gelegen war, befürwortet wurde, führte ich das Werk des Rivius über die drei Fächer des Triviums in der Schule ein, das wenig später sowohl von einigen eben derjenigen, deren Zustimmung es gefunden hatte, als auch von anderen mit erstaunlichen Verleumdungen angegriffen wurde; und mir wurde der Vorwurf der Gottlosigkeit angelastet, der ich Christus aus der Schule verbannt hätte, in welcher der Magistrat, weil er wollte, dass sie allen Bürgern, die durch die Verschiedenheit der Meinungen gespalten waren, gemeinsam diene, keinen Religionsunterricht gewünscht hatte mit Ausnahme der einfachsten Grundlagen der christlichen Religion, die ohne jede Auslegung vermittelt werden sollten. Man glaubte nämlich, da sowohl die Evangelischen als auch die Katholischen jeweils ihre eigenen öffentlichen Lehrer hätten, werde ein jeder seine Kinder einfach, von wem es ihm lieber sei, unterrichten lassen. Aber die Verleumdung pflegt alles *ins Schlechte zu ziehen*; zum Beschuldigen wiegt jeder Grund schwer, zur Entschuldigung oder Verteidigung nützt nicht einmal der berechtigtste etwas. [21] Nicht sehr viel später wurde jedoch auf Betreiben von gewisser Seite erreicht, dass Luthers ‚Kleiner Katechismus deutsch‘ den Knaben in den Klassen zum Auswendiglernen aufgegeben wurde. Dem zweiten, das dieselben angestrebt hatten, blieb aber ein Erfolg versagt, dass die Schule bei St. Anna ausschließlich evangelische Schulherren erhalten solle. Diesem Vorwurf setzte auch ich mich aus Unbedachtsamkeit aus, indem ich der Weisung derer folgte, durch die ich in

dieses Amt berufen worden war, und zog mir so den völlig ungerechtfertigten Hass einiger der führenden Familien der Stadt zu, der mir lange Zeit heftig zusetzte, und es ist zu befürchten, dass nicht einmal jetzt deren *Gunst so richtig wiederhergestellt* ist. *Bleischweren Hass* nämlich – heißt es bei Plautus – *hegen die meisten, wenn du sie gekränkt hast. Hast du ihnen aber etwas Gutes getan, ist der Dank leichter als eine Feder.* [22] Hierbei geschieht mir aus vielerlei Gründen Unrecht. Denn erstens war es einer der Bürgermeister, der mich zur Unterschrift drängte, die ich dennoch auf die Warnung meines Kollegen Matthias Schenck hin verweigerte; zweitens hatte er nicht wenige Unterstützer unter den Ratsmitgliedern; drittens nahm ich an, es gehe lediglich um die Unterschulherren, die sich wiederholt über die Belastung durch dieses Amt beklagten und es infolge anderweitiger Verpflichtungen nur mit Mühe und ganz selten ausüben konnten; und schließlich glaubte ich in Unkenntnis der geheimen Machenschaften und Parteiungen, dass dieser Antrag für niemand von Nachteil sein würde. Aber nichts von all dem bewahrte mich davor, dass einige, die mir zuvor schon nicht sonderlich wohlgesonnen waren und sich aus mir unbekanntem Gründen, vielleicht wegen meiner Unverblümtheit und meines Verzichts auf förmliche Titelanreden, an die ich mich bei der Familie Fugger nicht hatte gewöhnen können, gekränkt fühlten, alles, was ich sagte und tat, *ins Schlechte zogen, heimlich kaltes Wasser nachgossen* und irgendwelche Sklavenseelen auf mich hetzten, die alles durcheinanderbringen sollten. Es gab auch einen, der sich, als ich irgendwann bei einem sogenannten Konvent dargelegt hatte, was ich von meinem früheren Herrn, der unter den Oberschulherren nicht der mit dem geringsten Einfluss war, als Anweisungen bekommen hatte, empört zeigte, als ob jener sich die Alleinherrschaft anmaßen würde und das Gemeinwesen mit nutzlosen und überflüssigen Kosten belastet hätte. Das aber bezog sich auf mich, der ich, was auch andere immer wieder sagten, von jenem der Schule aufgedrängt worden sei, damit er mich in gutem Einvernehmen und ehrenvoll aus seiner Familie wie Platon den Homer aus seinem Staat habe entlassen können.

[23] Dies und vieles andere musste ich in diesem Amt, das eher eine ‚Cholarchie‘ (‚Herrschaft der Galle‘) als eine ‚Scholarchie‘ (‚Herrschaft über die Schule‘) war, hinunterschlucken und verdauen, mochte sich auch mein Magen dagegen sträuben und es wieder erbrechen. Wenn ich das vorher gewusst hätte, wäre mir, wie es bei dem Komödiendichter heißt, *kein Lohn dafür süß gewesen*, und ich hätte lieber alles Mögliche auf mich genommen, von meiner Natur und meiner Lebensauffassung her eher in der Lage, eine ehrbare Arbeit zu ertragen als Unrecht und Beleidigung. Deshalb reute es mich oft, dass ich nicht nach Königsberg in Preußen gegangen bin, noch mehr schmerzte es mich, dass ich mich, als mir Cyprian (Leowitz) im Namen seines Fürsten, des Kurfürsten Ottheinrich, 300 Taler sowie Kost und Logis bei Hofe in Aussicht stellte, damals schon sowohl Anton Fugger als auch der Stadt Augsburg verpflichtet

hatte und ich ebenso von den großzügigen Angeboten der Städte Bern und Straßburg keinen Gebrauch machen konnte. [24] So beraubt der Frondienst abgesehen von den sonstigen Schwierigkeiten, die er mit sich bringt, unvorsichtige oder vielmehr unglückliche Menschen auch noch der Möglichkeit auf ein besseres Schicksal. Wer nämlich, der von sich aus seinen Besitzstand wahren könnte, würde *seine Freiheit selbst um alles Gold*, wie jener sagt, *verkaufen*? Wieviel Beschwerlichkeit bedeutet es für einen studierwilligen, kränklichen und seinen Freunden gegenüber pflichteifrigen Menschen, der Uhr wie einem Tyrannen dienen zu müssen und innerhalb einer Stadtmauer wie in einem Zuchthaus eingesperrt zu sein, das man selbst für einen einzigen Tag allein mit einer nur auf dringliches Bitten zu bekommenden Erlaubnis verlassen darf? Aber zum einen sind wir nicht die einzigen, die mitnichten das bekommen, was sie sich gewünscht haben, zum anderen mögen die Dinge beiseite bleiben, die, wie ich meine, von anderen beschrieben wurden, ich aber lieber *durch ewiges Vergessen getilgt* wissen möchte.

[25] Folgendes darf indes nicht unerwähnt gelassen werden: Als ich, nachdem das vierte Jahr meines Frondienstes in der Schule nahezu abgelaufen war, bei den Schulherren anfragte, ob sie meine Dienste noch länger in Anspruch nehmen wollten, und diese die Sache wieder und wieder hinauszögerten, suchte ich, da ich glaubte, dass man mich zum Narren hielt, in Straßburg bei Dr. Havenreuter, meinem *Rettungsanker*, Zuflucht und erkundigte mich, ob ich an der dortigen Schule eine Stelle erhalten könne. Als dieser zurückschrieb, es sei zwar keine Stelle frei, aber die Schulherren würden mir außer der Reihe 200 Gulden jährlich zahlen, wenn ich nur nichts veränderte und das gut Zusammengefügte nicht einrisse, und da daraus hervorging, dass ich einigen aus mir unbekanntem Gründen – denn es entspricht weder meiner Natur noch meiner Gewohnheit, mich um etwas anderes als um meine eigenen Angelegenheiten zu kümmern, und ich erachte es für viel besser, sich zurückzuhalten als sich überall einzumischen – verdächtig war, *hielt ich inne und überlegte*; schließlich wandte ich mich unter Umgehung derer, die mich, sei es gewollt oder ungewollt, ein ums andere Mal vertrösteten, an Herrn Christoph Peutingen, Stadtpfleger – deren Aufgabe ist es nämlich, die Bediensteten einzustellen und zu entlassen – und obersten Schulherrn; nachdem mit ihm gegen sechs Uhr früh die Sache dahingehend entschieden worden war, dass ich der Augsburger Schule meine Dienste (auf Lebenszeit) versprach, umgekehrt die Stadt Augsburg mir auch im Krankheitsfall die Hälfte meines Jahresgehalts zu zahlen bereit war, wurde mir *drei Stunden später* – wie Plautus sagt – ein Brief von meinem Havenreuter gebracht, in dem er mir den Tod des hochgelehrten Herrn Gerhard Sevenus mitteilte, mir versicherte, dass allen meinen Forderungen entsprochen würde, und mich eindringlich dazu aufforderte, mich baldmöglichst nach Straßburg zu begeben. Was brauche ich zu erwähnen, wie mir da zumute war? Ich muss

in der Tat gestehen, dass ich viel lieber in Straßburg unter einer großen Zahl von Gelehrten hätte leben wollen, wo ich im Vergleich zu hier sowohl mehr, die ich hätte unterrichten, als auch mehr, die ich hätte kennenlernen können, gehabt hätte. Aber was hätte ich tun sollen?

*Das Schicksal wehrt es und der Sumpf, der nicht trägt die schwarze Woge.*

Als ich diese Begebenheit am Tisch meines Herrn (Ulrich Fugger) berichtet hatte, rief, während die übrigen schwiegen, ein gewitztes Kerlchen, ohne Latein zu können, aus: „Fatie“ („Narr“); an dieses Wort erinnerte ich mich *mehr als tausendmal* aus tausenderlei Gründen und dachte, er habe es *auf göttliche Eingebung hin* ausgesprochen.

[26] Aber über diese und dergleichen Dinge will ich in dem noch Verbleibenden nichts mehr sagen, außer der Zusammenhang der Darstellung erfordert es und macht es unumgänglich. Ich will auch die Verbesserung und Verschlechterung meiner Gesundheit und meiner Vermögensverhältnisse beiseite lassen und kurz das, was noch aussteht, berühren, soweit es meine Veröffentlichungen betrifft. Keine Schule macht mich nämlich berühmt, vielmehr breitet diese hier Dunkel über meinen Namen und hüllt ihn in Finsternis, aber deine Druckerei, Oporinus, der in bestimmten Abständen auch die in Venedig, Paris, Lyon und Augsburg gefolgt sind, *scheidet mich vom Volke*.

[27] Während ich also im Haus Ulrich Fuggers lebte, gab ich das Werk des Rivius mit einigen Zusätzen sowohl von mir als auch von anderen bei Philipp Ulhart in Augsburg in Druck, und zwar im Jahr 1557, falls ich mich recht erinnere, oder jedenfalls Anfang 1558, dem Jahr, in dem auch mein ‚Dialog über den rechten Gebrauch der Astrologie‘ erschien. Den Kommentar zu Ptolemaios und die ‚Einführung‘ des Porphyrios (in die ‚Apotelesmatike‘ (‚Tetrabiblos‘) des Ptolemaios), die ich in der Fuggerschen Bibliothek (ins Lateinische) übersetzt hatte, veröffentlichte Heinrich Petri in Basel im Jahr 1559 zusammen mit der Schrift des Hermes (Trismegistos) ‚Über die Umläufe‘ (der Geburtsbilder), wobei ich mich wegen der zahllosen Verderbnisse schämte, als Übersetzer genannt zu werden. In demselben Jahr schloss ich auch den Nikephoros Gregoras ab, nicht so sehr aus Begierde auf das Honorar, das 100 Gulden betrug, als aus Furcht vor einer Kränkung meines Gönners (Anton Fugger), der mir, als ich weniger eifrig an diese Aufgabe heranging, einmal ins Gesicht sagte, man habe mich zu wohlhabend gemacht. Und ich gestehe allerdings, dass ich mir damals *reicher als Krösus* vorkam, der ich Kost und Logis bei (Ulrich) Fugger erhielt, eine öffentliche Besoldung bezog und einige Morgen Wald, die ich später meinem Bruder für 125 Gulden überließ, wie hoch sie mir bei der Aufteilung des Erbes angerechnet worden waren, sowie 300 Gulden an Ersparnissen besaß. Aber dies war kein Überdruß und keine Sorglosigkeit, sondern Liebe zu den Studien, in die ich mich endlich einmal richtig vertiefen wollte. [28] Als ich indes die winzigen griechischen Buchstaben auf

dem glänzenden Papier größtenteils bei Lampenlicht lesen und transkribieren musste, wurde nicht viel später die Schärfe meiner Augen, sei es aus diesem, sei es aus einem anderen, verborgeneren Grund, so sehr beeinträchtigt, dass ich den Entschluss fasste, meine geliebte Bibliothek zu verkaufen. Jedoch wurde sie zunächst von Hieronymus Fugger, dann von der Straßburger Schule und von Graf Joachim von Ortenburg ausgeschlagen, und auch die Hoffnung, die mir der mecklenburgische Kanzler Heinrich Husanus auf dem Reichstag zu Speyer gemacht hat, schwindet angesichts seines langen Schweigens. Daher steht sie auch jetzt noch für 700 Gulden zum Verkauf, während sie mich über 1000 gekostet hat und man sie mittlerweile infolge der allgemeinen Preissteigerung selbst für 200 mehr kaum zusammenbekommen dürfte. Derzeit bedeutet sie für mich *mehr eine Last als eine Lust*, da ich sie bei der Zuhörerschaft, wie ich sie habe, zu wenig benutzen mag und ich in Anbetracht meines Gesundheitszustandes neben meinen sonstigen Verpflichtungen kaum ein einziges Buch in einem ganzen Jahr durchlesen kann. Und über sie werden sich, wie ich vermute, nicht einmal meine Erben sonderlich freuen, da meinem Bruder Söhne versagt blieben und die übrigen ungebildet und außerdem auch noch Frauen sind. [29] Der Gregoras beeinträchtigte also mehr meine Augen, als dass er meine Kasse füllte, wie der Zonaras meinen Magen geschwächt hatte. Darauf folgte, damit *kein Unglück allein kam*, die Ächtung meines Namens durch den Papst, die, wie ich glaube, dazu führte, dass die Ausgabe des Gregoras bis zum Jahr 1562 verschoben und erst nach dem Tod meines Gönners veröffentlicht wurde. Dennoch sah Kaiser Ferdinand dieses Werk in der handschriftlichen Fassung und ließ mir, da er an dem Zusatz zu der Vorrede Gefallen fand, insgeheim durch seinen Stallmeister Jaroslaw von Pernstein einen sehr schönen goldenen sogenannten Johannesbecher von nicht geringem Wert als Geschenk überbringen, den ich Graf Ludwig von Oettingen gab, damit er sich umso mehr meiner Schwestern annehme. Nach dem geneigten Willen des nämlichen Kaisers wäre ich auch unter seine lateinischen Sekretäre aufgenommen worden, wenn ich nicht dem erwähnten von Pernstein bedeutet hätte, ich sei mit meinem Schicksal zufrieden, worauf dieser – sei es aus Spott über meine Einfalt oder aus Bewunderung für meine Selbstgenügsamkeit – sagte, dies zeuge von einer ganz seltenen philosophischen Haltung.

[30] Als in demselben Jahr 1562 die Vermögensverhältnisse meines Gastgebers zerrüttet waren, da der spanische König keine Zahlungen mehr leistete und er selbst auf Drängen seiner Gläubiger und vor allem seiner Brüder unter Arrest gestellt wurde, suchte ich mir, nachdem ich einige Monate lang von hier nach dort gelaufen war, um mein Essen zu bekommen, schließlich eine Magd und aß von nun an zu Hause, wie ich oben bereits bemerkt habe, während ich es freilich schon längst aus schwerwiegenden

Gründen überdrüssig geworden war, an fremden Tischen zu essen, mein Gastgeber und Gönner mich aber nicht gehen lassen wollte.

[31] Im darauffolgenden Jahr drucktest du endlich die sämtlichen Werke des Epiktet im Oktav- und wenig später meinen kurzen Kommentar zu Ciceros ‚De officiis‘ (‚Von den Pflichten‘) mit einer sehr schönen Type im Quartformat. Daran schloss sich unmittelbar der (die) lateinische Suidas (‚Suda‘) in schmalem Folioformat an, zu einer von Unglück und Pest heimgesuchten Zeit äußerst fehlerhaft sowohl von mir übersetzt als auch von dir gedruckt, sodass selbst ich viele Stellen ohne den griechischen Text nicht verstehe. Offenbar schadete diese saturnische Seuche nicht nur unserem Körper, sondern auch unseren Büchern. Aber darauf folgten schließlich *Saturnalien und Anthesterien* von zwei vollen Jahren Dauer, in denen ich *ruhigen Fußes* die Anmerkungen zu Isokrates und Demosthenes ausarbeitete. Als du mir jedoch im Jahr 1566 in Frankfurt, wohin ich, wie auch zuvor schon zweimal von meinem früheren Herrn (Johann Jakob Fugger), zum Bücherkaufen geschickt worden war, sagtest, du könntest mir binnen der nächsten drei Jahre nicht zur Verfügung stehen, und hier ein Reichstag wegen eines Türkenfeldzuges abgehalten wurde, dachte ich, Isokrates, der ständige Verfechter eines Krieges gegen die Barbaren, sei für diese Beratungen ein äußerst geeigneter Autor und könne den Räten der großen Fürsten höchst passend angeboten werden. Aber der hiesige Drucker, der mehr auf ein kleinen sofortigen Gewinn aus war, verzögerte, indem er allen möglichen Kleinkram vor meiner Veröffentlichung dazwischenschob, deren Erscheinen so lange, bis der Reichstag beendet wurde, und schadete dadurch sich nicht weniger als mir, da dieses fehlerhafte und zu wenig ansprechende Büchlein noch immer auf Lager liegt und keinen Käufer findet. Welchen Erfolg indes meine Widmung an den Kaiser hatte, habe ich an anderer Stelle berichtet. [32] Ferner wurde mir dein Brief, in dem du mir neue Drucktypen und jegliches Bemühen, mein Werk ansprechend zu gestalten, anbotest, sei es wegen Unterschlagung durch einen Kaufmann oder infolge einer widrigen Fügung unseres Schicksals, mehr als zwei volle Jahre später ausgehändigt, nachdem du jenes griechisch-lateinische *Chaos, jenen rohen und ungeordneten Klumpen*, bereits irgendwem zum Drucken gegeben hattest. Es ist ihm nämlich deutlich genug anzusehen, dass ihm der Korrektor und Leiter der Presse Oporinus gefehlt hat. Mir missfiel auch die Weglassung des Kommentars, den ich zusammen mit dem Text des Autors am 9. April 1567 fast genau während des Höhepunkts der Sonnenfinsternis an dich abgeschickt hatte, wenn nicht das Schicksal dich, mein Oporinus, am 5. Juli des folgenden Jahres, nachdem dich nicht lange zuvor deine vierte Frau Faustina Amerbach zum Vater gemacht hatte, von uns genommen und von den höchst widerwärtigen Harpyien befreit hätte.

[33] Du warst wahrhaftig sowohl geplagter als auch tapferer als Herkules und tatest der Gelehrtenwelt mehr Gutes als jener dem Erdkreis. Aber von einem so großen und durch

seine eigene Tatkraft und die (von ihm veröffentlichten) Schriften gelehrter Leute überaus berühmten Mann schweigt man besser, als dass man nur wenig sagt, und zu einem so bedeutenden Fall ist Theodor Zwinger, Doktor der Medizin, ein Mann, der nicht nur in dem Fach, das er lehrt, angesehen ist, sondern auch über hervorragende philosophische Kenntnisse und rednerische Fähigkeiten verfügt, als Beistand hinzuzuziehen. Denn ich wollte, unser Andreas Jociscus, der nicht viel später Oporinus nachgefolgt ist, hätte das großartige Thema ausführlicher und kunstvoller behandelt. Gleichwohl möchte auch ich selbst, damit es nicht so aussieht, als würde ich überhaupt nichts beitragen, ein kurzes Distichon hinzufügen:

Alle Bibliotheken sind Denkmäler für Oporinus,  
Seinen ermüdeten Leib birgt dieses Grabmal allein.

Auf denselben in Form einer Personificatio (Prosopopöie), von ihm zu den Geldverleihern gesprochen, mit einer Anspielung auf seinen Arion:

Nun habe ich den Hafen erreicht; gehabt euch wohl, ihr Piratenvolk!

Eine Bande wie ihr hat im Himmel keinen Platz.

Gierige Räuber, begeht euch hinab in die Reiche des Pluto!

Diese vermögen allein euren Hunger zu stillen.

Mich hat mein Delphin zu den Wogen des Eridanos gebracht;

Im Kreise Jupiters und der Götter genieße ich Nektar und Ambrosia.

[34] Mein Geburtstagsgedicht auf seinen Sohn Immanuel ließ er indes selbst der griechischen Ausgabe der ‚Ethnica‘ (‚Über die Städte‘) des Stephanos (von Byzanz) beifügen, doch was verbietet es, dieses, weil der Ehrgeiz und die Habsucht unserer Zeit den *griechischen Kredit* mehr lieben als die griechische Sprache, auch hier beizugeben, damit die Griechenhasser – falls welche von ihnen dies vielleicht lesen werden – gezwungen sind, es, wenn nicht zu lesen, so doch wenigstens selbst gegen ihren Willen anzuschauen?

Hieronymus Wolf an Johannes Oporinus  
in Mitfreude über die glückliche Geburt.

Der weitschauende Zeus schenkte dir im Alter einen vielgeliebten Sohn,

Den du passenderweise Immanuel nennst.

Der Name des Kindes ist viersilbig; du bist zum vierten Mal verheiratet;

*Vierschrötig* bist du stets, *und Tadel folgt dir nicht*.

Tugend und Weisheit machten dich zum Sieger über das Schicksal,

Das, einst dein Widersacher, nun dein Verbündeter wurde.

So zeigte die Gaben des Gottes, die lange Zeit in den Wolken

Verborgен lagen, Helios' strahlendes Licht.

Möge dir, Oporinus, und deiner reizenden Gattin

Und dir, lieber Immanuel, Phoibos immer hell leuchten!

[35] Sein Tod, geneigter Leser, beraubte mich nicht nur eines alten und beständigen Freundes, sondern zog mich wegen der Streitigkeiten der Drucker auch in zahlreiche Auseinandersetzungen hinein, da Episcopus aufgrund seiner Rechte als Teilhaber und die Brüder Gemusäus in ihrer Eigenschaft als Nachfolger meine Arbeiten für sich beanspruchten und unterdessen niemand sie druckte. Und sie wären bis heute liegengelassen, wie ich glaube, wenn nicht der erwähnte Zwinger in einzigartiger Treue und großzügiger Hilfsbereitschaft, auch mit Unterstützung und Hilfe von Ludwig Carinus, soweit es dessen äußerst fortgeschrittenes Alter zuließ – er ging nämlich nur wenige Monate später denselben Weg wie Oporinus, und neben seinen früheren guten Taten, derer ich an anderer Stelle rühmend gedacht habe, vermachte er mir als Andenken an ihn 50 Gulden, die für einen silbernen Becher verwendet werden sollten –, schließlich zustande gebracht hätte, dass die Nachfolger des Oporinus den Isokrates behalten und die Nachfolger Herwagens über meine Arbeiten zu Cicero und Demosthenes verfügen durften. [36] Im vergangenen Jahr (1569) veröffentlichte daher Eusebius Episcopus zunächst meinen kurzen Kommentar zu Ciceros ‚De officiis‘ (‚Von den Pflichten‘), ‚Cato‘, ‚Laelius‘, ‚Paradoxa‘ und ‚Somnium‘ (‚Traum Scipios‘), danach mein ‚Specimen‘ (‚Muster‘) der Demosthenesausgabe, jedoch nicht eben musterhaft. Das lag daran, dass die von mir eigenhändig korrigierten Bände entweder er von seinen Konkurrenten, in deren Händen sie waren, nicht verlangen oder diese sie ihm nicht zur Benutzung überlassen wollten. Auch wurden ohne mein Wissen und meine Zustimmung griechische Randscholien hinzugefügt in einem Sprachstil, der mir nirgends so recht zusagen mag.

[37] Im Jahr 1570 schließlich, in dem ich dies hier schreibe, brachte die (Frankfurter) Frühjahrsmesse nach vielen Winkelzügen und langer Verzweiflung endlich die Sentenzensammlung aus Demosthenes, Aischines und Ulpian, die ich bei der Revision des Textes dieser Autoren nebenbei herausgeschrieben, mehr aufgehäuft als geordnet oder mit Überlegung ausgefeilt und dann meinen Hörern zum Übersetzen gegeben hatte, sowie den Isokrates mit Kommentar, aber zu meiner nicht eben großen Freude. Ich weiß nämlich nicht, wie es geschehen konnte, sei es aus Vergesslichkeit oder sonst einer Absicht der Drucker, jedenfalls geschah es gegen meinen Willen und meine Anweisung, dass die Vorrede an den Kaiser samt den Verslein mit dem nämlichen Inhalt weggelassen und die, welche zu dem kurzen Kommentar gehört, völlig verkehrt dem Text selbst vorangestellt wurde. Diese fremde Verfehlung musste ich sogleich büßen, indem ich vom kaiserlichen Hof einen Brief erhielt, in welchem man mir heftige Vorwürfe wegen Unstetigkeit machte und passenderweise den Ausspruch Platons zitierte, *dass es sich nicht ziemt, das in Ehren Gegebene wieder wegzunehmen*. Weil ferner die Vorrede an die Schulherren einige Klagen über das Schicksal enthält, was vielleicht manche, obwohl es keineswegs in dieser Absicht geschrieben wurde – ich bin

nämlich nicht so verrückt, dass ich mich anschicke, Unschuldige anzuprangern oder Mächtigere herauszufordern –, als zur Herabsetzung ihres Ansehens geeignet auffassen werden, wurde sie höchst unheilvoll gerade im Eingang dieses ansonsten, wie ich meine, nicht zu verachtenden Werkes, das nach meinem Bestreben unter einem besonders günstigen Vorzeichen hätte stehen sollen, plaziert und als erstes dem Leser dargeboten, der andernfalls, wenn sie sich in der Mitte des Bandes gleichsam verstecken würde, gar nicht auf sie gestoßen wäre. [38] Aber zum einen richtet man durch Beschwerden und Klagen nichts aus und zum anderen steht es um diese Angelegenheit umso günstiger, da ich in dem kaiserlichen Rat und Leibarzt Johannes Crato, *der viele andere aufwiegt*, einen Beistand und Verteidiger gegen meine Widersacher gefunden habe. Denn ich glaube, dem Kaiser selbst jedenfalls bleibt von den Staatsgeschäften einer solchen Zahl von Königtümern und des Reichs nicht soviel Muße, dass er sich diesen Kleinkram anschauen möchte, außer er wird ihm dreist an den Hals geworfen, und ich hätte Seiner Majestät dieses Werk nicht noch einmal aufgedrängt, aber ich dachte, es sei gut für mein Ansehen, denselben Gönner beizubehalten. Dass ich eben diese Entscheidung bei meinen früheren Gönnern (dem Rat der Stadt Nürnberg) geändert habe, dafür lagen schwerwiegende und berechtigte Gründe vor, deren eigener Wille, den ich auf Betreiben meines Bruders und meiner Freunde, der Juristen Christoph Fabius Gugel und Christoph Herdessianus, von dem erfuhr, der sich um solche Dinge zu kümmern pflegte und kein Hehl daraus machte, wieviel ihm diese Waren wert seien, der (neue) Widmungsempfänger sowie die Zeitumstände.

[39] Denn diejenigen, die argwöhnen, dass ich aus meinen Veröffentlichungen und den Widmungen meiner Arbeiten *eine goldene Ernte einbringe* – täten sie mir nur kein unerhörtes Unrecht. Oporinus gab mir nämlich, solange er lebte, nie *einen Heller*, obgleich es nicht an Leuten fehlte, die, indem sie mir Gold versprachen, mich von ihm abzuwerben versuchten. Aber mir waren Dankespflicht und Freundestreue, wie es sich gehörte, wichtiger als Gold und persönliche Vorteile. Er schickte mir freilich von sich aus eine Anzahl Bücher, die ich dankbar annahm, weil er sie mir ohne Nachteile für ihn schickte. Dass ich jedoch einen gewissen Ausgleich für die Kosten, die ich für Briefboten und Schreiber in nicht geringer Höhe angesichts der seit so vielen Jahren anhaltenden Teuerung aufwendete, von seinen Nachfolgern verlangte, wer kann mir das mit Recht zum Vorwurf machen? Denn zwischen ihnen und mir bestand zuvor keinerlei Beziehung, und wer wollte es für billig erachten, dass die Dinge, aus denen sie Gewinn schöpfen, mir Verlust bringen? Als sei es indes kein Zeichen von Großzügigkeit, dass ich so viele Mühen umsonst auf mich genommen habe, wenn ich nicht auch noch an meinem Vermögen eine Einbuße erlitten habe. [40] Und nicht einmal so hätte ich von ihnen etwas gefordert, wenn mich nicht meine häuslichen Schwierigkeiten mehr als gewohnt aufs Geld hätten schauen lassen, da ich durch Betrügereien und unbemerkten

Raub ausgeplündert worden war, die Verheiratung meiner Nichte meine Rücklagen erschöpft hatte und mich nicht geringe tägliche Kosten wegen meiner angeschlagenen Gesundheit und verschiedener Verpflichtungen belasteten. Die Zuwendungen meiner Gönner – Anton Fugger und Karl Villinger nehme ich aus, für die ich gegen Bezahlung arbeitete, wobei ich von ersterem 472 Gulden für die byzantinische Geschichte, von letzterem 200 für den Suidas (die ‚Suda‘) erhielt – sowie die Gegenleistungen der anderen für die ihnen verehrten Bücher – um von den Kosten für den Transport und dem Entgelt für die Buchbinder gar nicht zu reden – waren hingegen so hoch und von solcher Art, dass ich keine Hoffnung hätte, selbst für den doppelten Preis von einem mittelmäßigen Schreiber auch nur eine einfache Abschrift zu bekommen.

[41] Wie hoch und von welcher Art ist indes der Lohn in Form von ein bisschen Ruhm, wie er mir in den 20 Jahren, seit der Demosthenes zum ersten Mal erschienen ist, zuteil wurde? Auf alle Fälle nicht so hoch, dass es sich gelohnt hätte, auch nur einen Monat dafür zu arbeiten. Wenn ich aber schlau gewesen wäre, hätte ich mir lieber die Abzeichen eines Doktors, wie ich es eine Reihe von Leuten nicht unklug tun sah, frisch aus der Presse kaufen sollen und hätte dann mit größerem Ansehen entweder als Höfling leben oder, was ich jetzt mehr wünsche als hoffe, in Muße Philosophie treiben können. Welcher Wertschätzung ich mich jedenfalls in dieser Stadt gemeinhin erfreue, ist den meisten bekannt. Sofern wir jedoch in den Schulen und in den Buchhandlungen einen gewissen Namen haben, welchen Gewinn brachte uns dies ein, außer dass wir mit dem Schreiben und Lesen von größtenteils schöngefärbten Briefen unsere gute Zeit schlecht zubringen? Was soll ich zu so vielen Kritikern sagen? Was dazu, dass wir, nachdem uns der päpstliche Bannstrahl getroffen hat und unser Name mit *blutroten Lettern gebrandmarkt worden ist*, falls wir unseren Gegnern in die Hände fielen, qualvoll und unter der schlimmsten Schmach unser Blut und unser Leben hingeben müssten? Das ist also der Lohn für das Bücherschreiben.

[42] Was kann ferner einem Menschen, der *die Literatur und das Lesen liebt*, Lästigeres widerfahren als bei einem so großen Bestand an Autoren beider (alter) Sprachen und einer fast alle Wissensgebiete umfassenden Vielfalt keine Muße zum Lesen zu haben? Dazu hatte ich wahrhaftig nur äußerst selten Gelegenheit; mehr noch: als ich im vergangenen Jahr um den 5. Dezember den Demosthenes, Aischines und Ulpian zusammen mit meinen Anmerkungen abgeschlossen hatte und glaubte, ich hätte nun die ganze Mühsal überstanden, nachdem ich fünf Ausgaben, die alte Aldine, die von (Paulus) Manutius, die beiden von Herwagen sowie die des Felicianus, die mir mehr als alle übrigen half, miteinander verglichen und überdies den textkritischen Kommentar des Obsopoeus sowie meine eigenen gelehrten – falls ich mich ein bisschen rühmen darf – und scharfsinnigen Konjekturen berücksichtigt hatte, brachten die Pariser ihren Demosthenes, mit dem sie einen vollen ‚Tierkreis‘ von Jahren schwanger gegangen

waren, genau dann endlich zur Welt, als mein ‚Junges‘, das ich in etlichen Jahren unter Schmerzen so weit gebracht hatte, gerade unter die Presse hätte kommen sollen. Deshalb war ich vor die Notwendigkeit gestellt, diese sich mit acht Handschriften brüstende Ausgabe mit ungeheurem Widerwillen zu verschlingen und zur selben Zeit den Isokrates, der noch nach der Presse roch, weil es die Drucker von mir verlangten, erneut durchzusehen und zu verbessern. Dieser beiden Aufgaben entledigte ich mich trotz meiner angeschlagenen Gesundheit neben meinen planmäßigen und außerplanmäßigen täglichen Obliegenheiten binnen einer Frist von vier Monaten, wobei ich darüber hinaus das, was zu Ulpian und den Anmerkungen hinzugekommen war, übersetzte sowie zusätzlich eine Augsburger Handschrift heranzog. Aber dies wird in der Vorrede des griechisch-lateinischen Demosthenes passender dargelegt werden, wie auch, weshalb ich diese meine letzte Veröffentlichung der Stadt Augsburg sowohl widmen wollte als auch widmen musste. [43] Wie sehr ich indes dabei freie Zeit im Überfluss hatte und in welchen Vergnügungen ich schwelgen konnte, werden die verstehen, die von beiden Autoren auch nur wenige Seiten aufschlagen werden, da ich jedem i-Tüpfelchen nachgehen musste. Und dennoch: welchen Gewinn ich aus diesen Mühen ziehen werde, *liegt auf den Knien der Götter*. Von Basel bin ich weit entfernt, ich schickte immer wieder andere Manuskriptseiten dorthin, ohne dass ich die Möglichkeit gehabt hätte, sie in die richtige Reihenfolge zu bringen, und es ist ungewiss, auf wessen Rat der Drucker hört und wen er beschäftigt. Falls diese Leute sich etwas zuschulden kommen lassen, *wird diese Bohne auf mir gedroschen werden* und die Gehässigen werden sofort mit der Bemerkung bei der Hand sein: Das ist also der aus 15 Handschriften und gedruckten Ausgaben verbesserte Text. Das ist also Wolfs *Elefantenjunges*. Mir scheint aber, sofern mein textkritischer Kommentar und meine Anmerkungen korrekt gedruckt werden, kann ich mich rühmen, dass ich meine Ausgabe nicht gegen jene mit den acht alten Abschriften eintauschen würde. Mit Ulpian verhält es sich anders; dass ich dessen Verderbnisse ohne den Vergleich mit anderen Textzeugen nicht alle ausbessern konnte, wen sollte es wundern? Und wen sollte es vielmehr nicht wundern, dass ich es bei so vielen konnte? Um jedoch ganze Zeilen und ganze Satzschlüsse zu ergänzen, hätte es keines Philologen, sondern eines Esra bedurft, von dem es heißt, er habe, nachdem er einen Feuertrank getrunken habe, das Alte Testament aus dem Gedächtnis wiederhergestellt. Aber dies gehört, wie gesagt, nicht hierher und wird zu gegebener Zeit, wenn Gott mir mein Leben bis dahin verlängert, passender erläutert werden.

[44] Einstweilen tröstet und freut mich das vorgefasste Urteil oder die Prophezeiung von Joachim Camerarius, *der viele andere aufwiegt*. Er schrieb vor nicht allzu langer Zeit wörtlich folgendermassen an mich: „Ich bin begierig und habe Verlangen danach, Deine Arbeiten zu Demosthenes zu sehen, und mich verdrießt die Verzögerung ihres

Erscheinens. Denn dass Du Deine Leistung herunterspielst, liegt an Deiner Zurückhaltung. Aber wie früher schon, so wird auch jetzt, was zustande gebracht wurde, die *Sache selbst* offenkundig zeigen. Du sieh nur zu, dass die Studierenden der ‚Artes‘ möglichst bald die Gelegenheit erhalten, Deine Arbeiten nutzen zu können.“ Soweit also jener *Fünfkampfmeister der Philosophie*, der, nachdem er *von Kindesbeinen an* mit der Philosophie begonnen hat, jetzt, da er bereits das 73. Lebensjahr erreicht hat, an Schärfe des Verstands und Genauigkeit aller Sinne vielen, die in der Blüte ihres Alters stehen, voraus ist, würdig fürwahr – sofern es für einen Menschen statthaft ist, dies zu wünschen –, *ewig jung und unsterblich* zu werden.

[45] Im übrigen kann man mir nunmehr wohl nicht zu Unrecht die Frage stellen, welcher Wahnsinn mich denn treibt, dass ich nicht aufhöre, *diesen Sisyphusfelsen zu wälzen*, obgleich ich weder nach Ruhm trachte noch einen nennenswerten Gewinn aus meinen so zahlreichen Veröffentlichungen schöpfe. Ich antworte darauf kurz, dass ich *nie von einer unheilbaren Schreibsucht befallen war*, sondern aus Unglück Autor geworden und es durch irgendeine Fügung meines ‚ungeschickten‘ und unglücklichen Schicksals bis heute geblieben bin. Wenn ich gehört hatte, dass etwas beanstandet wurde, war ich bemüht, sooft eine neue Ausgabe vorbereitet wurde, dies zu berichtigen und besser zu machen. Zudem waren die Wertschätzung und die Achtung gegenüber Oporinus, wie es das außerordentliche Wohlwollen und die besonderen Verdienste dieses so bedeutenden Mannes um mich verlangten, bei mir so groß, dass ich weder ihm etwas verweigern konnte, wenn er darum bat, noch mich zu widersetzen wagte, wenn er mich zu etwas aufforderte.

[46] So kam es, dass der Isokrates zum sechsten Mal veröffentlicht wurde und der Demosthenes sich nun zum vierten Mal unter der Presse befindet. Der kurze Kommentar zu (Ciceros) ‚De officiis‘ (‚Von den Pflichten‘) wurde zweimal gedruckt, wie auch die byzantinische Geschichte, bei der die Franzosen nach ihrem Bekunden irgendwelche Verbesserungen gemacht haben, ohne mich, wie es angemessen gewesen wäre, zu Rate zu ziehen. Zeit, (diese Ausgabe) zu lesen, hatte ich noch nicht. Aber wenn ich einmal Zeit habe, werde ich sie lesen, sie prüfend lesen und vielleicht eben die Verbesserungen verbessern. Als ich indes die Ausgabe des Nikephoros Gregoras gesehen hatte, deren Titel die folgenden Worte beigefügt sind: „... nach zuvor durchgeführtem sorgfältigem Vergleich mit dem griechischen Text, wobei durchaus nicht wenige Stellen verbessert wurden“, entströmten die nachstehenden Verse mehr aus dem Stegreif meinem ziemlich bewegten Sinn als dass ich sie schrieb:

Wenn du das Meine verbesserst: von wem wurde dir eine so große Befugnis gegeben?

Wenn du das Meine verbesserst: es hätte sich gehört, die Fehler zu bezeichnen.

Wenn du das Meine verbesserst: es hätte sich gehört, die Fehler zu beweisen.

Was aber, wenn du unbedacht nicht falsch Übersetztes verschlechterst?  
Was aber, wenn du, ein Blender durch und durch, ohne Grund ein bisschen  
Ruhm zu erhaschen suchst?  
He du, prüfe du deine eigenen Bücher und überlasse meine Schriften  
Mir, um sie zu glätten, den die längere Erfahrung kundig macht.  
Der eine Homer übertraf alle Aristarche.

[47] Die übrigen Übersetzungen, die des Epiktet, des Suidas (der ‚Suda‘) und des Kommentars zu Ptolemaios, wurden einmal veröffentlicht, desgleichen der astrologische Kommentar, die vier kleinen Werke Ciceros, das ‚Specimen‘ (‚Muster‘) der Demosthenesausgabe sowie die Sentenzensammlung aus dem nämlichen Autor. Sofern ich diese Ausgaben irgendwann noch einmal durchsehen kann, werde ich für jede sowohl meine Fehler als auch die Druckfehler in einem eigenen Büchlein zusammenstellen. Falls es nicht dazu kommt, wird dieses Versäumnis keinen großen Schaden bringen.

[48] Und dies soweit über den Verlauf meines Lebens und meiner Studien; was darin weggelassen wurde, wird, wenn jemand es möchte, derjenige leicht meinen Vorreden und Anmerkungen entnehmen können. Ich wollte freilich, darin fänden sich weniger Klagen über das Schicksal und weniger Äußerungen über mich selbst wie auch nicht so viel der Schmeichelei Verdächtiges. Falls dieses so wahrgenommen wird, möge der Leser wissen, dass ich mich durch die rühmenden Worte der anderen oder durch meine eigene Hoffnung und Erwartung täuschen ließ oder mich *der Zeit beugen* musste. Hinzuzufügen ist, dass ich sehr viel sowohl in den Schulen diktiert als auch für mich privat in Versen wie in Prosa oder – wie manche meinen, dass man sagen soll – *in gebundener und ungebundener Rede* verfasst habe; falls davon etwas zu meinen Lebzeiten oder nach meinem Tod veröffentlicht wird, soll dies mitnichten als ein Werk von Wolf gelten. Denn wenn ich es für würdig befunden hätte, dass es publiziert wird, hätte ich diese Aufgabe nicht anderen überlassen. Wer weiß indes nicht, wie sehr es bei denen, die fremde Schriften feilbieten, üblich ist, sie entstellt und verstümmelt zu herauszugeben und fremdes Flickwerk an sie anzuhängen? Daher möchte ich die studierenden jungen Leute gemahnt und gebeten haben, nichts anderes als von mir stammend anzusehen außer den Veröffentlichungen, die ich aufgezählt habe, und falls vielleicht später noch etwas mit einer Vorrede von mir veröffentlicht wird.

## XXIV. Epilog

[XXIV,1] Dies wurde geschrieben am 23. November 1570; an dem nämlichen Tag rutschte ich auf dem Eis aus und zog mir eine schwere Prellung des rechten Oberschenkels und Ellbogens zu, noch nicht hinreichend von einem lebensgefährlichen Sturz von einer erhöhten Stelle genesen, der sich vor 28 Tagen ereignet hatte. Beschwerlich sind das Steinleiden und der blutige Urin, beschwerlich der Durst trotz so großer Kälte, beschwerlich das Wasser, das sich in meinen Händen und Füßen sammelt, wie es mein schwacher Magen, meine geschädigte Leber und das schreckliche *Alter, das nicht allein kommt*, mit sich bringen. Dazu sagte der erwähnte Camerarius (in dem oben zitierten Brief): „Aus Deinem Brief an den hochberühmten Herrn Dr. Heinrich haben wir erfahren, dass es auch Dir nicht gut geht. Aber um uns steht es bereits so, dass wir ständiger Behandlung bedürfen und die Krankheiten nicht mehr geheilt werden können, sondern nach Hippokrates *mit uns zusammen sterben werden*. Daher gilt es, nach einer Erleichterung der Schmerzen zu suchen, während das Leiden selbst, da es ihm hier gefällt, bereits unheilbar ist.“ Weil dies in höchstem Maße wahr zu sein scheint und es mir schon längst nicht nur die Hoffnung auf Heilung, sondern auch auf ein noch ein bisschen längeres Leben genommen hat, vertraue ich das, was noch bleibt, der göttlichen Vorsehung und Milde an, wobei ich mir einen Rückhalt verschafft habe durch geduldiges Ertragen und die Hoffnung auf ein besseres Leben und die selige Unsterblichkeit, die uns allen Jesus Christus schenken möge. Amen.

[2] Im übrigen bitte ich alle diejenigen, die über mich schreiben oder sprechen werden – da sie nun einmal nicht schweigen wollen –, inständig, daran zu denken, dass ich ein Mensch gewesen bin und sie keine Götter sind und meiner vielleicht nicht allerschlechtesten Natur wie einem fruchtbaren Acker die gebührende Pflege und günstiges Wetter gefehlt haben. Denen aber, die davon unberührt bleiben, wird man den folgenden Satz des Evangeliums zuflüstern müssen: *Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf mich*.

Wahlspruch und Grabschrift von Hieronymus Wolf:

Erbarme dich unser, o Herr, der Lebenden wie der Toten.

Ovid:

*Auch wenn sie, ich räume es ein, unseren Verdiensten nicht gebührt,  
Liegt dennoch große Hoffnung auf der Güte Gottes.*

Anonym:

Das einzige Heil ist es, Gott zu dienen. Alles andere ist Täuschung.  
Alles ist vergänglich außer Gott zu lieben.

Gebet zu dem Erlöser Jesus Christus:

Christus, Tugend des Vaters und der Menschen gütiger Heiland,  
Dem der Vater verlieh all sein Recht in der Welt.  
Schenk du dich mir, auf dass ich mich dir allein übergeben kann.  
Sei du der Meine, damit ich stets der Deine sein kann.

Ende; und Ruhm dem erbarmungsreichen Gott.